

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

128. Jg. 23./24. Januar 2021 / Nr. 3

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,85 Euro, 2063

Als Eis und Schnee Touristen lockten

Rasante Abfahrten mit Schlitten und Skiern, Wanderungen durch weiße Wälder: In den 1950er Jahren gewann der Winterurlaub an Beliebtheit. Seine Geschichte reicht noch weiter zurück. **Seite 20/21**



Die Vögel warten im Winter vor dem Fenster

Um ältere Menschen zum Vogelbeobachten zu ermuntern, stellt der Landesbund für Vogelschutz Futterhäuschen vor Seniorenheimen auf. Das erfolgreiche Projekt hilft Mensch und Tier. **Seite 25**



Mit einem Pils gegen Bakterien und Viren

Die Corona-Impfung läuft an. Die Methode, durch abgeschwächte Erreger einer Infektion mit gefährlichen Krankheiten vorzubeugen, wurde im 20. Jahrhundert entwickelt. **Seite 24**



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Christian Stückl, Spielleiter der Oberammergauer Passionsspiele, muss sich um die Besetzung keine Sorgen machen: Überall wächst ihm Personal zu. Bald sehen alle Leute aus wie zu Zeiten Jesu. Bekanntlich gilt in Oberammergau für Festspieljahre ein Haar- und Barterlass. Den unterstützt nun landesweit der Corona-Lockdown mit Verbot des Friseur-Besuchs.

Besser verboten hätte man vor Weihnachten den Engländern die Reise zum Wintersport nach Österreich und in die Schweiz. Aber die Menschen werden nicht klüger. Als die Schweizer zwei Tage vor Heiligabend auf einmal Zehntausende von der Insel in Quarantäne stecken wollten, war es natürlich zu spät. Seither breitet sich das mutierte Virus im großen Stile aus. Schon einmal, an Fasching 2020, trat Corona von den Hängen aus zur Schussfahrt durch Europa an.

Bleibt zu hoffen, dass Oberammergau die Passionsspiele nicht erneut verhaselt werden. Zum Glück hebt sich der Vorhang erst am 14. Mai 2022. Noch weiß niemand, ob eine Aufführung 2021 überhaupt möglich gewesen wäre – haarige Tatsachen hin oder her. Ihnen Gesundheit und buchstäblich Langmut!

Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur



Drei Mädchen machen Rauch

Mädchen am Weihrauchfass: Früher undenkbar, gehören Ministrantinnen schon seit einer Reihe von Jahren in den deutschen Pfarreien zum Alltag. Papst Franziskus hat jetzt durch eine Änderung des Kirchenrechts weltweit den Frauen im Laiendienst die gleichen Rechte gegeben wie Männern. Diesen vorbehalten bleibt das Weiheamt. **Seite 7**



Foto: imago images/Reinhard Kurzendörfer

ZUM HOLOCAUST-GEDENKTAG

Zwei Beschlüsse, viele Fragen

Tauziehen um Erinnerungsort für Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungskriege

BERLIN – Ein Erinnerungsort für die Opfer der NS-Vernichtungskriege in Europa soll die Gedenklandschaft in Berlin vervollständigen. Wie an wen genau erinnert werden soll, ist weiter Gegenstand eines zähen politischen Ringens.

Noch in diesem Monat könnte das politische Berlin um einige Experten-Kommissionen reicher werden. Dann sollen Historiker, Archivare und Museumsleiter darüber beraten, wie sich zwei Bundestagsbeschlüsse aus dem Herbst umsetzen lassen. In beiden geht es um die Einrichtung eines Erinnerungsorts an die Opfer der NS-Vernichtungskriege in Europa.

Am 9. Oktober nahm das Parlament einen von Union und SPD im Kulturausschuss erarbeiteten Antrag an, der an diesem Ort aller Opfer der Vernichtungskriege gedenken will. Am 30. Oktober votierten die

Abgeordneten dann für einen überfraktionellen Antrag, der ein Denkmal für die polnischen Opfer favorisiert.

„Mit der Billigung beider Anträge hat das Parlament der Regierung eine schwierige Aufgabe gestellt“, fasst Martin Aust den Stand der Dinge zusammen. Der Bonner Osteuropa-Historiker nimmt seit Jahren an der Debatte teil, die 2013 mit einem Vorstoß von Peter Jahn, dem Gründungsdirektor des Deutsch-Russischen Museums Berlin-Karlshorst begann.

Jahn schlug damals vor, einen Gedenkort für die Opfer der NS-Lebensraumpolitik in Polen und der Sowjetunion einzurichten. Es folgte 2017 eine Initiative um den ehemaligen Präsidenten des Bundesamts für Bauwesen und Raumordnung, Florian Mausbach, für ein Polen-Denkmal. Schließlich brachte 2019 der Wissenschaftliche Beirat der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas ein Dokumentationszentrum zur Erinnerung an die deutsche Besatzungsherrschaft auf dem ganzen Kontinent ins Spiel.

Unterschiedliche Motive

Inhaltlich überschneiden sich die beiden Bundestagsbeschlüsse vom Herbst zu Teilen. Tatsächlich verbergen sich dahinter jedoch sehr unterschiedliche Motive. Es geht um das Spannungsfeld von Erinnern und Außenpolitik. Und es geht um Machtfragen.

Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble, CDU-Generalsekretär Paul Ziemak, aber auch Außenminister Heiko Maas und Dietmar Nietan (beide SPD) gehören zu denen, die hinter den Kulissen Druck für ein Polen-Denkmal machen. Sie begründen das mit außenpolitischen Erwägungen. Ein solches Denkmal könne auch „zur Vertiefung der besonderen bilateralen Beziehungen“ mit dem Nachbarland beitragen.

Der SPD-Abgeordnete Marianne Schieder, die als zuständige Berichterstatterin ihrer Fraktion im Kulturausschuss den ersten Antrag auf den Weg brachte, geht es um die Art des Erinnerns. Das Leid, das Nazi-Deutschland über die Völker Europas brachte, dürfe man nicht gegeneinander aufrechnen.

Dass der Bundestag bereits im Haushalt für 2021 das Geld für drei



▲ Eine jüdische Besuchergruppe legt am 70. Jahrestag der Befreiung des KZ Dachau am 3. Mai 2015 vor dem zentralen Denkmal der Gedenkstätte Kränze nieder. KZ-Gedenkstätten gibt es überall in Deutschland. Ein Berliner Erinnerungsort für die Opfer der NS-Vernichtungskriege in Europa soll nun zusätzlich helfen, die Nazi-Verbrechen dauerhaft im Bewusstsein der Gesellschaft zu verankern. Foto: KNA

Referentenstellen bewilligte, um dafür ein erstes Konzept zu erarbeiten, werteten Schieder und ihre Mitstreiter zunächst als Erfolg. Bis sich herausstellte, dass die Federführung nicht, wie eigentlich erwartet, bei der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas liegen soll. Sondern beim Deutschen Historischen Museum, das sich bislang nach den Worten von Schieder nicht sonderlich in der Debatte hervortat.

Die Entscheidung habe sie „mittelmäßig entsetzt“, sagt Schieder. Sie befürchtet nun, dass die „sehr positiven Ansätze“, die der Direktor des Polen-Instituts, Peter Oliver Loew, und der Direktor der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, Uwe Neumärker, im Sommer gemeinsam erarbeitet haben, keine Rolle mehr spielen werden.

Im Dialog mit Nachbarn

Dabei hatte es noch im Koalitionsvertrag von SPD und Union geheißt: „Wir stärken in der Hauptstadt das Gedenken an die Opfer des deutschen Vernichtungskriegs im Osten im Dialog mit den osteuropäischen Nachbarn.“ Immerhin sieht das Konzept von Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) vor, dass Stiftungsdirektor Neumärker in beiden neu eingerich-

ten Arbeitsgruppen mitarbeiten soll, „um entsprechend dem Beschluss des Bundestags die Expertise dieser Einrichtung einzubeziehen“.

Von einer Umsetzung in dieser Legislaturperiode, die im Herbst endet, kann allerdings keine Rede mehr sein. Das Kulturstaatsministerium und das Auswärtige Amt werden wohl insgesamt drei Kommissionen einsetzen, die Konzepte zu den beiden Bundestagsbeschlüssen erarbeiten sollen.

Debatte bleibt aus

Historiker Aust wundert sich unterdessen darüber, dass eine öffentliche Debatte über den Umgang mit der Erinnerung an die Millionen Toten der Kriege nahezu komplett ausbleibt. Beim Historikerstreit 1986, der Debatte über die Rolle der Wehrmacht oder den Diskussionen über die Gestaltung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas habe sich die halbe Republik in einem „atemberaubend tiefschürfenden Ringen“ ihrer Vergangenheit gestellt. Jetzt dagegen herrsche Funkstille.

Er hoffe nun, sagt Aust, dass die Kommissionen „eine neue Intensität des Nachdenkens und Konzipierens erreichen – und das Verhältnis der beiden Bundestagsbeschlüsse zueinander klären“. Joachim Heinz

Verlosung

Mit Regina Jonas wurde 1935 die weltweit erste Rabbinerin ordiniert – in Deutschland, dem Land, in dem die Wiege des liberalen Judentums stand. 1944 starb sie in Auschwitz. Das neue Buch „Reginas Erbinnen“ stellt einige ihrer Nachfolgerinnen vor, die heute in Deutschland als Rabbiner tätig sind, und gibt einen Einblick in ihre Gemeindearbeit.



Herausgegeben wird das im Verlag Hentrich

& Hentrich erscheinende Buch von der Bamberger Rabbinerin Antje Yael Deusel und von Rocco Thiede, den Sie als Autor unserer Zeitung kennen. Im Handel ist das Buch für 19,90 Euro erhältlich. ISBN: 978-3-95565-427-6.

Wir verlosen drei Exemplare von „Reginas Erbinnen“. Wenn Sie gewinnen möchten, schicken Sie bis 1. Februar eine Postkarte an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Rabbinerin“, Hennisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder schreiben Sie eine E-Mail: redaktion@suv.de (Betreff: Rabbinerin). Viel Glück!

„Richtige Zeit war gekommen“

Gedenktag für Opfer der Nazi-Diktatur: Historiker erläutert Werden und Anspruch

MÜNCHEN – Auschwitz ist zum Synonym für die Shoah geworden, den NS-Massenmord an den Juden. Am 27. Januar 1945 befreite die Rote Armee die überlebenden Häftlinge. Der damalige Bundespräsident Roman Herzog erklärte vor 25 Jahren den 27. Januar zum Tag des Gedenkens für die Opfer des Nationalsozialismus. Im Interview erläutert der stellvertretende Direktor des Instituts für Zeitgeschichte in München, Magnus Brechtken, was ein solcher Gedenktag leisten kann und warum die Erinnerung notwendig ist – auch in Zukunft.



▲ Professor Magnus Brechtken.
Foto: Institut für Zeitgeschichte

Herr Professor Brechtken, warum wurde erst vor 25 Jahren ein Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus ins Leben gerufen?

Die Auseinandersetzung mit der Frage, wie man gedenken soll, war ein laufender Prozess. Die Gesellschaft tat sich lange schwer damit. Das späte Datum ist eine Reaktion auf diese mühseligen Verhandlungen. Die Initiative war Anfang der 1990er Jahre vom damaligen Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis, vorangetrieben worden. Dass sie dann rasch umgesetzt wurde, zeigt den Wandel. Dieselbe Initiative 20 Jahre früher hätte kaum so rasch Erfolg gehabt. Auch jetzt kam wenig von unten aus der Gesamtgesellschaft.

Wurde das seinerzeit als Problem gesehen?

Die Frage ist, wie eine Alternative aussehen konnte. In einer demokratischen Gesellschaft spielen Institutionen und Repräsentanten zentrale Rollen. Personen, etwa in der Politik, müssen vorangehen. Der Erfolg zeigte, dass die richtige Zeit gekommen war.

Wie groß war der Gegenwind, als Bundespräsident Roman Herzog den 27. Januar zum Gedenktag erklärte?

Politisch eigentlich kaum nennenswert. Parlamentarische Polemik von rechten Parteien, wie er heute von der AfD denkbar wäre, gab es nicht. Es stand jedoch die Frage im Raum, was für ein Gedenktag es sein sollte, ob er arbeitsfrei sein würde. Manche hätten sich einen Tag gewünscht, der weiter in die Gesellschaft hineingereicht hätte.

Was kann ein solcher Gedenktag leisten?

Die Menschen sollen sich in ihrem Alltagsleben ihrer historischen Dimension erinnern. Auschwitz steht repräsentativ für die Verbrechen der Nationalsozialisten. Der Name symbolisiert deren Anspruch auf rassistische Weltherrschaft. Daher ist es passend, dass am 27. Januar, am Jahrestag der Befreiung der überlebenden Häftlinge, an die Opfer des NS insgesamt erinnert wird. Wenn Menschen sich so vielleicht nur für fünf Minuten aus ihrem Alltag nehmen, um nachzudenken, haben wir schon viel erreicht.

Inwiefern?

Wir können uns vor Augen führen, dass es eine Zeit gab, in der es für viele Menschen alltäglich war, sein Gegenüber nach rassistischen Kriterien zu beurteilen. Und dann Gewalt anzuwenden, um die Welt rassistisch zu ordnen.

Heute greift der Rassismus um sich, antisemitische Straftaten haben ein Rekordniveau erreicht ...

Leider nehmen bei vielen Menschen die Skrupel ab, sich offen rassistisch zu äußern. Viele Grenzen werden bewusst überschritten, Tabus gebrochen. Wer das tut, gibt nicht nur sein zivilisiertes Verhalten auf, das die Grundlage jeder Gesellschaft ist. Er übersieht auch, dass Rassismus am Ende jeden treffen kann.

Erfüllt der Gedenktag überhaupt seine Funktion?

Es wäre sicher zu viel verlangt, dass ein einzelner Gedenktag allumfassende Wirkung hat. Er kann nur ein Baustein in der Auseinandersetzung mit Geschichte sein. Der Anspruch bleibt, dass sich etwas wie Auschwitz nicht wiederholt. Und dass jeder versteht, warum wir das ablehnen.

Es ist wichtig, diese Art von Erinnerungspunkten zu setzen. Im besten Fall regt es an, sich in der Schule, im Freundeskreis oder am Stammtisch über Geschichte zu unterhalten. Das ist die Funktion des Gedenkens.

Wir haben einen rechten und einen linken Rand der Gesellschaft, die extreme Positionen vertreten. Das sind vielleicht 15 bis 20 Prozent. Wobei die Zahl der radikalen Rechten größer ist als die der Linken. Beide behaupten eine dogmatische Wahrheit, beide Extreme wollen ein anderes politisches System. Aber die große Mehrheit ist doch weiterhin am rationalen Diskurs interessiert. Und den müssen wir führen.

Wie kann man diesen Diskurs am Laufen halten?

Professionell leisten das Lehrer, Wissenschaftler, Mitarbeiter von Gedenkstätten und Bürgerinitiativen. Aber aufgerufen ist im Grunde jeder Mensch, dem es um ein friedliches, rechtsstaatliches, freies Leben geht. Als Gedenktag ist der 27. Januar heute international etabliert. Das ist ein Erfolg. Aber die Wirkung liegt nicht im Symbol, sondern im Gespräch darüber, wofür es steht.

Wenn wir heute über die Einführung des 27. Januar als Gedenktag sprechen, sind wir zugleich bei dem Thema, wie die Erinnerung an die NS-Verbrechen künftig am besten gestaltet werden sollte. Zum Beispiel gibt es immer wieder Kritik an einer starren Ritualisierung des Gedenkens. Auch aus der rechten Ecke ertönen Forderungen.

Ja, bekannt ist die des AfD-Politikers Björn Höcke nach einer „180-Grad-Wende in der Erinnerungskultur“. Wenn man sich das Bild vor Augen führt, ist das ein Plädoyer für die positive Rückbesinnung auf den Nationalsozialismus. Wir sollten das klar benennen und abwehren.

Ritualisierungen sind eine Herausforderung. Wenn wir uns mehr an Ritualen als an Inhalten orientieren, verlieren wir das Wichtigste aus dem Blick, nämlich das Gespräch über die Errungenschaften, die wir mit der Überwindung des Nationalsozialismus erlebten. Wir betreiben Erinnerung ja nicht um ihrer selbst willen. Wir wollen verstehen.

Wir schauen dabei auch nach vorne. Wir hoffen, etwas für die Gegenwart zu lernen: Wie wandelt sich eine Gesellschaft, warum verändern sich Menschen, so dass es mit der Zeit möglich wurde, dass Lager wie Auschwitz entstehen? Wenn wir von diesen Fragen ausgehen, können wir für unsere Gegenwart lernen, damit sich sowas nicht wiederholt.

Interview: Leticia Witte

Info

Wissen über Holocaust lückenhaft

Das Wissen der Deutschen über den Holocaust hat laut einer Umfrage für ZDFinfo große Lücken. Zwar wissen 77 Prozent der Befragten, dass der Holocaust die Vernichtung der Juden meint. Doch 23 Prozent geben eine falsche Antwort oder wissen nichts mit dem Begriff anzufangen. 26 Prozent gestehen Wissenslücken dazu ein und geben an, wenig oder nichts über den Holocaust zu wissen.

28 Prozent der Befragten stimmten der Aussage zu, die Deutschen sollten einen Schlussstrich unter die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus ziehen. 47 Prozent geben an, die meisten Deutschen damals hätten „nicht so viel“ bis keinerlei Schuld an der Vernichtung der Juden getragen. 81 Prozent sagen, vom Holocaust

hätten die meisten Deutschen nichts oder nichts Genaues gewusst. Auf die Frage, ob bekannt sei, auf welches Ereignis der Holocaust-Gedenktag am 27. Januar zurückgeht, nennen nur 20 Prozent der Befragten die Befreiung von Auschwitz. Elf Prozent geben eine falsche Antwort, 69 Prozent führen an, den Grund nicht zu kennen.

Dass Antisemitismus auch im heutigen Deutschland ein Problem sei, glaubt nur eine Minderheit der Befragten. 78 Prozent sind der Meinung, es gebe heute kaum bis keine Judenfeindlichkeit in Deutschland.

Die Umfrage der Forschungsgruppe Wahlen basiert auf 1029 Interviews, die vom 20. bis zum 22. Juli 2020 telefonisch in Deutschland durchgeführt wurden. KNA

Kurz und wichtig



Vatikan-Berater

Der deutsche Klimaökonom Ottmar Edenhofer (59; Foto: KNA) ist von Papst Franziskus zum Berater der Vatikanbehörde für Entwicklungsfragen berufen worden. Das teilte das von Edenhofer geleitete Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung (PIK) mit. Edenhofer, der auch Direktor des Mercator Research Institute on Global Commons and Climate Change (MCC) ist, gilt als einer der weltweit führenden Experten für wirtschaftliche Aspekte des Klimawandels. Die Kurienbehörde für die „ganzheitliche Entwicklung des Menschen“ befasst sich unter anderem mit Umweltproblemen und ihren sozialen Folgen.

Bonifatiuswerk hilft

Mit zwölf Millionen Euro unterstützt das Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken in diesem Jahr Projekte für Christen in Minderheitensituationen. Schwerpunkt der Förderung in deutschen, nordeuropäischen und baltischen Regionen sind sozial-karitative und missionarische Arbeiten. Unter anderem fließen 1,63 Millionen Euro in die Kinder- und Jugendhilfe, 1,96 Millionen in religiöse Bildungsarbeit und 2,1 Millionen Euro in den Bereich Bauhilfe, der etwa Schulen, Kindergärten und Hospizdienste unterstützt.

Vergessene Krisen

Das ostafrikanische Burundi, Guatemala und die Zentralafrikanische Republik führen die von der Hilfsorganisation Care erstellte Rangliste der zehn vergessenen Krisen für 2020 an. Auf den weiteren Plätzen folgen mit Madagaskar, Malawi, Mali und Sambia vier weitere afrikanische Staaten. Hinzu kommen mit der Ukraine (Platz 4), Pakistan (Platz 7) und Papua-Neuguinea (Platz 9) drei Staaten aus Europa beziehungsweise Asien und Ozeanien.

Erwartung an Laschet

Der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Thomas Sternberg, hat klare Erwartungen an den neuen CDU-Vorsitzenden Armin Laschet. „Ich glaube, da haben wir jemanden, der nicht nur kirchlich ist, sondern dem auch unsere christlichen Intentionen wichtig sind“, sagte er. Besonders intensiv müsse Laschet auf eine bessere europäische Lösung in der Flüchtlingsfrage hinarbeiten. Der neue CDU-Chef war vergangenen Samstag von einem digitalen Parteitag gewählt worden.

Filaret verstorben

Das einstige Oberhaupt der orthodoxen Kirche von Weißrussland, Metropolit Filaret, ist tot. Der mit dem Ehrentitel „Held von Weißrussland“ ausgezeichnete Erzbischof erlag am Dienstag voriger Woche mit 85 Jahren einer Covid-19-Erkrankung. Der am 21. März 1935 in Moskau geborene Filaret leitete die russisch-orthodoxe Kirche in Weißrussland von 1978 bis 2013. Zuvor war er seit 1973 Erzbischof von Berlin und Mitteleuropa. Von 1981 bis 1989 führte Filaret die Abteilung für Außenbeziehungen des orthodoxen Moskauer Patriarchats. Ende 2013 billigte die Kirchenführung sein Rücktrittsgesuch als Exarch von Weißrussland.

STERBEHILFE-DEBATTE

Alternativen aufzeigen

Zentralkomitee deutscher Katholiken kritisiert Vorstoß

BONN (KNA) – Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) hat die Einlassungen mehrerer evangelischer Theologen zur Sterbehilfe kritisiert.

„Diese Position deckt sich nicht mit dem Ziel, dem menschlichen Leben in allen Phasen seines Daseins uneingeschränkt zu dienen, so dass sich dieses in Würde entfalten kann“, erklärte ZdK-Präsident Thomas Sternberg (Foto: KNA). Der assistierte Suizid werde zum Normalfall, wenn sogar kirchliche Einrichtungen ihn anböten.

Sternberg bezog sich auf einen Gastbeitrag in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, der unter anderem vom Vorsitzenden der Kammer für öffentliche Verantwortung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Reiner Anselm, und von Diakonie-Präsident Ulrich Lilie verfasst worden war. Darin plädierten die Autoren dafür, einen assistierten professionellen Suizid auch in kirchlichen Einrichtungen zu ermöglichen. Dies könne bedeuten, „abgesicherte Möglichkeiten eines assistierten Suizids in den eigenen Häusern anzubieten oder zumindest zuzulassen und zu begleiten“.

Christliche Seelsorge habe die Aufgabe, „Alternativen zur scheinbaren Ausweglosigkeit eines Suizidwunsches aufzuzeigen, so dass – neben medizinisch-pflegerischen Angeboten – auch eine psychosoziale wie geistig-spirituelle Zuwendung zum Einzelnen erfolgen soll“, betonte dagegen Sternberg. Zu begrüßen sei deswegen die Forderung anderer evangelischer Theologen, das Palliativangebot in kirchlichen Einrichtungen auszubauen und sich kritisch mit dem Umgang kirchlicher Einrichtungen mit Suizidanten zu beschäftigen.



▲ ZdK-Präsident Thomas Sternberg.

Zuvor hatten sich bereits unter anderen die EKD und die Deutsche Bischofskonferenz ablehnend zu dem Ansinnen der Autoren des Gastbeitrags geäußert.

Hintergrund der Debatte ist eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts. Die Karlsruher Richter hatten im Februar 2020 das 2015 vom Bundestag beschlossene Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung aufgehoben. Die Richter betonten, es gebe ein umfassendes Recht auf selbstbestimmtes Sterben. Darin sei die Freiheit eingeschlossen, die Hilfe Dritter in Anspruch zu nehmen.

Das ZdK forderte die Abgeordneten des Bundestags auf, die Beratungen zu den vom Gericht aufgetragenen Konkretisierungen der Suizidassistenz bald zu eröffnen, um Menschen vor fragwürdigen Angeboten zur „Sterbehilfe“ zu schützen. Das ZdK ist die höchste repräsentative Vertretung der katholischen Laien in Deutschland.

Hinweis

Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.

Reine Symbolpolitik?

Familienbund kritisch gegenüber Kinderrechten im Grundgesetz

BERLIN (KNA) – Der Familienbund der Katholiken sieht die Einigung der Koalition bei der Verankerung von Kinderrechten im Grundgesetz kritisch.

Es bestehe die Gefahr, dass der Schritt reine Symbolpolitik sei, sagte der Präsident des Familienbunds, Ulrich Hoffmann. Die Kinderrechte seien im Grundgesetz bereits jetzt ausreichend geschützt. Es werde

auch weiter die Einzelgesetzgebung sein, wie die Kinder- und Jugendhilfe, die die Lebenslage von Kindern verändern könne, nicht die abstrakte Verfassungsgesetzgebung.

Die Koalition hatte sich vorige Woche auf einen Formulierungsvorschlag zur Aufnahme der Kinderrechte in das Grundgesetz geeinigt. Demnach ließe die Erstverantwortung der Eltern für das Kindeswohl unberührt.

Wieder Sechs-Monats-Frist

Bundesflüchtlingsamt ändert Umgang mit Kirchenasyl

NÜRNBERG (KNA) – Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge hat seinen Umgang mit offenen Kirchenasylen korrigiert.

Demnach gilt für Flüchtlinge im Kirchenasyl beim sogenannten Dublin-Verfahren künftig wieder eine reguläre Frist von sechs Monaten für eine Überstellung. 2018 hatte die Innenministerkonferenz den Zeitraum auf 18 Monate verlängert. Dabei beriefen sich Minister und

Bundesamt auf eine bestimmte Auslegung des Begriffs „flüchtig“ in den Dublin-Regeln. Diese war am 8. Juni 2020 vom Bundesverwaltungsgericht in Leipzig als rechtswidrig in letzter Instanz verworfen worden.

Demnach können Menschen im Kirchenasyl, deren Aufenthaltsort den Behörden bekannt ist, nicht länger als „flüchtig“ betrachtet werden. Der Sprecher teilte mit, diese Entscheidung werde nun „nach intensiver Prüfung“ umgesetzt.

CORONA ALS ANGEBLICHE WELTVERSCHWÖRUNG

„Das ist purer Antisemitismus“

Erfurter Bischof Neymeyr kritisiert verquere Vorstellungen und Vorurteile über Juden

ERFURT – Der Erfurter Bischof Ulrich Neymeyr hat die in der Corona-Pandemie verstärkt verbreiteten Mythen einer jüdischen Weltverschwörung scharf verurteilt. „Das ist purer Antisemitismus“, sagte Neymeyr. Er sieht auch die Kirche in der Pflicht, „christliche Wurzeln des Antisemitismus zu bekämpfen“. In der Deutschen Bischofskonferenz ist Neymeyr für die Beziehungen zum Judentum zuständig.

Herr Bischof, in den „Querdenker“-Demonstrationen gegen die Anti-Corona-Maßnahmen werden auch antisemitische Töne laut. Wie schätzen Sie das ein?

Seit Beginn der Pandemie macht dort die Theorie einer jüdischen Weltverschwörung die Runde. Ich finde es wirklich erschreckend, wie in der Antike und im Mittelalter die Juden für Seuchen verantwortlich zu machen. Das ist purer Antisemitismus! Dass es nicht nur in schrägen Internet-Chats, sondern auch in solchen Kundgebungen wiederkehrt, finde ich sehr beängstigend.

Wie reagieren Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft Ihnen gegenüber darauf?

Sie sagen mir, dass sie auch hier in Erfurt nicht mehr die Kippa tragen oder dass sie einen Hut oder eine Kappe darauf setzen. Antisemitismus gab es in der Gesellschaft aber auch schon vor Corona.

Im Osten Deutschlands ist das noch verstärkt, weil in der DDR keine Auseinandersetzung über die Ursachen des Völkermords an den Juden stattfand. Als nach der Wende Neonazis aus dem Westen kamen, fanden sie hier Gleichgesinnte. Es gibt einen harten Kern, aber darüber hinaus auch weit verbreitete Vorurteile gegenüber Juden, wie ich es mir in einer modernen Gesellschaft kaum hätte vorstellen können.

Betrifft es auch die Kirchengemeinden?

Ich sehe es als Herausforderung an, auch in unseren Gemeinden deutlich zu machen, wie die katholische Kirche jetzt ihr Verhältnis zum Judentum definiert. Da haben wir noch viel Arbeit vor uns. Wenn man Katholiken fragt, wer schuld ist am Tod Jesu, werden sicher einige sagen: die Juden. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das



▲ Bischof Ulrich Neymeyr vor dem Erfurter Dom.

Foto: KNA

von 1962 bis 1965 stattfand, hat es aber eine ganz positive Entwicklung im Verhältnis zum Judentum gegeben. Das zu allen Gläubigen zu bringen, auch zu den Pfarrern und Religionslehrern, bleibt eine Herausforderung. Wir müssen uns der geschichtlichen Verantwortung stellen, christliche Wurzeln des Antisemitismus zu bekämpfen, die es zweifelsohne gibt.

Wie geben Sie mit Kritik an der Politik des Staates Israel um?

In Gesprächen vor allem mit orthodoxen Rabbinern ist auch die in der Bibel genannte Landverheißung Gottes an das Volk Israel ein Thema. Es war großartig, dass wir uns mit den Rabbinern über dieses Thema und die politischen Konsequenzen für heute austauschen konnten.

Was erwarten die Rabbiner von der katholischen Kirche mit Blick auf die Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus?

Juden nehmen uns als besondere Verbündete wahr, weil wir an einen Schöpfergott glauben, die fünf Bücher Mose als heilige Schrift sehen und nicht unter Juden missionieren.

Inwieweit hat die Kirche eine Wächterfunktion, was über Juden und das Judentum gesagt wird?

Es ist eine Aufgabe der Kirche, deutlich zu machen, was überhaupt nicht geht. Wenn jemand die Anti-Corona-Maßnahmen mit der Judenverfolgung vergleicht, ist das eine Verharmlosung des Holocaust. Von der Verharmlosung zur Gutheißung ist es nur ein kleiner Schritt und dann auch zur Wiederholung. Das Attentat von Halle war ein solcher Versuch.

Ist unsere Sicht auf das Judentum zu sehr auf den Holocaust verengt?

Das ist so. Überdies kamen die Täter, von denen viele auch nach dem Krieg noch da waren, lange nicht in den Blick. Erst jetzt wird aufgearbeitet, welche Karrieren sie nach 1945 unter anderem in der Justiz und im Auswärtigen Amt gemacht haben. Zugleich ist es mir aber wichtig, Juden nicht nur unter dem Aspekt zu sehen, was nichtjüdische Deutsche ihnen angetan haben, sondern auch unter dem Gesichtspunkt, wie sehr ihre Kultur Deutschland geprägt hat. Deshalb halte ich das kommende Jubiläumsjahr zu 1700 Jahren jüdischem Leben in Deutschland – und zu 900 Jahren in Thüringen – für ganz wichtig.

*Interview: Gregor Krumpolz/
Karin Wollschläger*

Hintergrund

Schuster zu 1700 Jahren jüdisches Leben in Deutschland

Die „merkwürdige und ausgrenzende Unterscheidung“ zwischen Deutschen und Juden soll nach Ansicht des Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, ad acta gelegt werden. Wenn quer durch die Gesellschaft gezeigt werde, wie bunt und lustig jüdisches Leben sei, wenn Juden nicht länger als fremd empfunden würden, dann könnten alle Vorurteile endlich ausgeräumt werden, wünschte er sich zum Auftakt des Festjahrs „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ vorige Woche.

Mangelndes Wissen über eine Minderheit führe fast immer zu Vorurteilen, sagte Schuster. Dieses Phänomen mit all seinen schrecklichen Folgen ziehe sich wie ein roter Faden durch die deutsch-jüdische Geschichte. Das Festjahr biete daher eine „große Chance“ zu zeigen, dass das Judentum fester Bestandteil der deutschen Geschichte und der Gegenwart sei.

Denn so sehr Juden einst Kultur, Kunst und Wissenschaft in Deutschland prägten, so wenig wüssten viele Menschen heute über das Judentum. Selbst wer

noch nie einen Juden getroffen habe, kenne antisemitische Vorurteile. „Sie werden von Generation zu Generation weitergetragen – und sie halten sich umso besser, je weniger man über Juden weiß.“ Daher sei es für den Zusammenhalt der Gesellschaft und den Erhalt der Demokratie sehr wichtig, die Chance dieses Festjahres zu ergreifen. Das 1700-jährige Jubiläum geht auf die älteste bekannte Quelle über jüdisches Leben auf dem Boden des heutigen Deutschlands zurück, die aus dem Jahr 321 aus Köln stammt. KNA



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Januar

... für die Ausbreitung des Gottesreiches – um Gemeinschaft mit allen Menschen.

Der Herr gebe uns die Gnade, mit unseren Schwestern und Brüdern aus anderen Religionen geschwisterlich zu leben, offen und im Gebet füreinander.



VATIKAN BEUGT VOR

Franziskus und Benedikt geimpft

ROM (mg/red) – Papst Franziskus ist vorige Woche im Vatikan erstmals gegen Covid-19 geimpft worden. „Man muss das machen“, hatte das 84-jährige Kirchenoberhaupt die Teilnahme an der Impfung als ethisch geboten bezeichnet. Wie berichtet, war erst vor kurzem der Leibarzt von Franziskus an den Folgen einer Corona-Infektion gestorben. Der Vatikan hat rund 10 000 Impfdosen von Biontech/Pfizer bestellt, die nun Mitarbeitern, Angehörigen und Pensionären gespritzt werden.

Auch der 93-jährige Papst emeritus gehört laut Vatikan zu den Geimpften. Wie der Privatsekretär, Erzbischof Georg Gänswein, mitteilte, geht es Benedikt XVI. verhältnismäßig gut. Erstmals musste er die Weihnachtszeit ohne seinen verstorbenen Bruder im Kloster Mater Ecclesiae verbringen. Er sei „sehr gebrechlich“, weile aber mit Gänswein noch immer einen Teil des Nachmittags in den Vatikanischen Gärten – ungeachtet der Kälte.

Sonntag des Wortes Gottes

Gläubige sollen sich der Würde der Heiligen Schrift neu bewusst werden

ROM – Mit dem „Sonntag des Wortes Gottes“ an diesem 24. Januar will die katholische Kirche der Heiligen Schrift einen besonderen Tag widmen. Wie der aus Guinea stammende Kurienkardinal Robert Sarah mitteilt, soll die Bibel „besser und würdiger“ eingebunden werden. Sarah ist im Vatikan für Liturgiefragen zuständig.

Der „Sonntag des Wortes Gottes“ soll jeweils am dritten Sonntag im Jahreskreis gefeiert werden. Papst Franziskus hat ihn mit dem Motu proprio „Aperuit illis“ am 30. September 2019 eingeführt. In dem Schreiben hielt der Heilige Vater fest: „Dieser Sonntag des Wortes Gottes fällt so ganz passend in den Zeitabschnitt des Jahres, in dem wir unsere Beziehungen zu den Juden zu festigen suchen und für die Einheit der Christen zu beten eingeladen sind.“ Denn in diesem Zeitraum findet

auch alljährlich die Gebetswoche für die Einheit der Christen statt. Der „Sonntag des Wortes Gottes“ wird im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz auf den 31. Januar verlegt.

Für den Präfekten der Liturgie-Kongregation, Robert Sarah, geht es auch darum, die Bedeutung der Heiligen Schrift im Gottesdienst zu überdenken. In einem offenen Brief erläuterte der Kardinal in zehn Punkten seine Vorstellungen. In der Einführung schreibt er: „Wir verspüren nämlich die dringende Notwendigkeit, uns eng mit der Heiligen Schrift und dem Auferstandenen vertraut zu machen, der nie aufhört, das Wort zu teilen und das Brot in der Gemeinschaft der Gläubigen zu brechen.“

Ambo kein „Möbelstück“

Bemerkenswert ist, wie Sarah die Bedeutung des Ambos heraus-

streicht: Dieser sei kein „funktionales Möbelstück“, sondern in Übereinstimmung mit dem Altar ein Ort „der Würde des Wortes Gottes“. Es sei also „weniger angebracht“, den Ambo „für Kommentare, Ankündigungen und die Leitung des Gesangs“ zu verwenden.

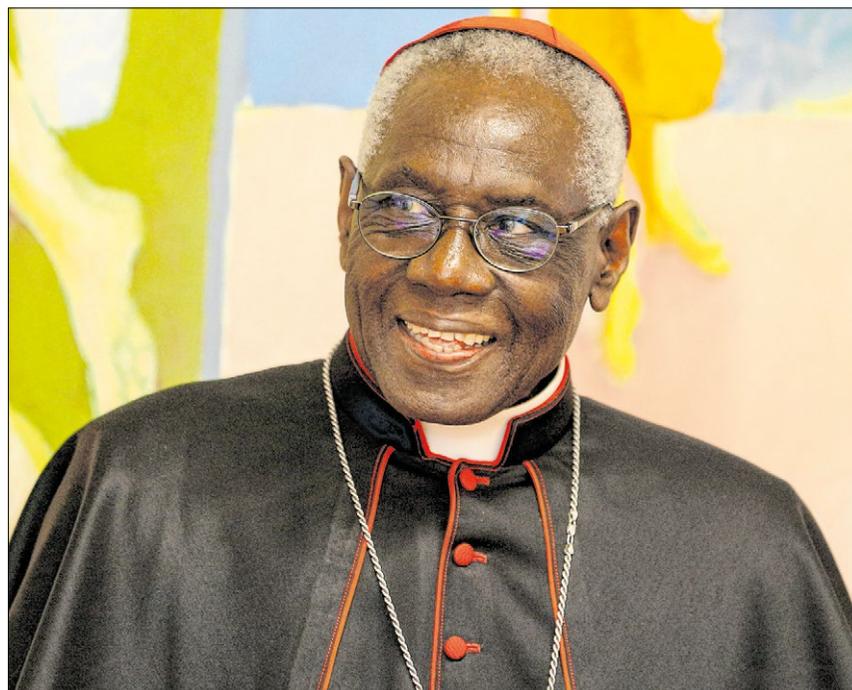
Im achten Punkt geht Sarah auch auf die Materialien ein, die im Gottesdienst benutzt werden sollten beziehungsweise fehl am Platze seien. Statt Faltblättern, Fotokopien oder gar Tablets sollten echte, liturgische Bücher verwendet werden.

Treue zur Gemeinschaft

Sarahs Ausführungen wollen verhindern, dass der Ablauf der Liturgie sozusagen von mal zu mal neu erfunden wird – etwa durch das Heraussuchen von Lesungen. Vielmehr sollen der Ablauf und die Bibelstellen mit dem Messbuch übereinstimmen. Darin zeige sich die Treue zur weltkirchlichen katholischen Gemeinschaft, erklärt der Kardinal.

Kein Amtsträger dürfe in liturgischen Dingen einfach etwas hinzufügen oder entfernen. Das gelte ganz genauso für die authentische „ars celebrandi“, also die Kunst des Zelebrierens. Hier gebe das Messbuch das Ritualmodell vor. Bei Abweichungen sei die „Wahrheit der Feier“ in Gefahr und es werde womöglich der kirchlichen Gemeinschaft eine Wunde zugefügt.

Von den zehn Punkten widmet Kardinal Sarah zwei abschließende der Förderung von Bildungsveranstaltungen, um den „Wert der Heiligen Schrift in den liturgischen Feiern“ zu stärken und die Verbindung zwischen der Heiligen Schrift und dem Gebet zu vertiefen. Sarah und der zweite Mann der Kongregation, Erzbischof Arthur Roche, schließen die Erklärung mit dem Wunsch, ihre Note möge ein neues Bewusstsein für die Heilige Schrift wecken und einen steten, lebendigen Dialog mit Gott fördern. *Mario Galgano*



▲ Kardinal Robert Sarah, Präfekt der Liturgie-Kongregation, sieht den Sonntag des Wortes Gottes auch als Aufruf, sich der Würde der Heiligen Schriften neu bewusst zu werden. Ebenso wie der liturgische Ablauf sei auch die Wahl der vorgetragenen Bibelstellen keine willkürliche Entscheidung, sondern eingebunden in die katholische Gemeinschaft. *Foto: KNA*

DIE WELT



„SPIRITUS DOMINI“

Geschlecht egal bei Laienämtern

Papst Franziskus wertet die Frauen auf, hält aber an Begrenzungen zur Weihe fest

ROM (KNA) – Mehr Anerkennung für Dienste von Frauen in der Liturgie und ein erneutes Nein zu deren Priesterweihe. Mit einem Erlass bekräftigt der Papst die jahrelange Praxis in Gemeinden und markiert Eckpunkte für weitere Diskussionen.

Jetzt können in der katholischen Kirche auch ganz offiziell und dauerhaft Frauen den Dienst einer Lektorin und Kommunionshelferin ausüben. Ebenso können Mädchen und Frauen als offiziell beauftragte Messdienerinnen tätig werden. Mit einer entsprechenden Änderung des Kirchenrechts hat Papst Franziskus eine weltweit bereits lange bestehende Praxis grundsätzlicher geregelt. Gleichzeitig bekräftigt er das Nein seiner Vorgänger zur Priesterweihe für Frauen.

Mit dem Erlass „Spiritus Domini“ (Der Geist des Herrn) ändert der Papst Kanon 230 Paragraph 1 des kirchlichen Gesetzbuchs. Demnach können nun Laien – bisher hieß es „männliche Laien“ – mit „dem festgelegten liturgischen Ritus dauerhaft in den Diensten der Lektoren und Akolythen eingesetzt werden“. Mindestalter und notwendige Voraussetzungen bestimmen weiterhin die örtlichen Bischofskonferenzen.

Bisher zeitlich begrenzt

Schon bisher konnten Frauen wie nicht geweihte Männer per zeitlich begrenzter Beauftragung die Aufgabe eines Lektors und Kantors übernehmen. Zudem konnten dort, wo es für nötig erachtet wurde, männliche wie weibliche Laien auch liturgische Gebete leiten, die Taufe spenden und die Kommunion austeilen.

Neu ist nun, dass diese Dienste mit einer offiziellen Beauftragung zum Lektor oder Akolythen verbunden sind. Lektoren tragen die Lesun-



Keine Berührungsängste: Papst Franziskus begrüßt mit dem Speyrer Bischof Karl-Heinz Wiesemann (links) beim Minis-
trantentreffen 2014 auf dem Petersplatz zwei deutsche Messdienerinnen.

Foto: imago/epd

gen vor, nicht das Evangelium, und etwa Fürbitten. Zu den Aufgaben eines Akolythen gehören die Austeilung der Kommunion sowie der Ministrantendienst. Aber auch die Leitung liturgischer Gebete, etwa einer Rosenkranzandacht, oder die Aussetzung des Allerheiligsten – der gewandelten Hostie – zur Anbetung durch die Gläubigen gehören dazu.

Lektor und Akolyth waren früher sogenannte „niedere Weihestufen“. Papst Paul VI. trennte sie 1972 von denen des Diakons, Priesters und Bischofs, behielt sie als „Dienste“ aber weiter nur Männern vor. Mit der Bezeichnung als „Dienst“ – nicht „Amt“ – soll der theologische Unterschied zum Weiheamt betont werden.

Diesen Unterschied bekräftigt Franziskus in seinem neuen Erlass: Die Dienste von Lektor und Akolyth „unterscheiden sich wesentlich vom Weiheamt, das nur durch das Sakrament der Weihe empfangen wird“. In einem zusätzlichen Begleitschreiben an die Glaubenskongregati-

on wiederholt Franziskus zudem die Aussage Johannes Pauls II. von 1994, wonach die Kirche nicht die Vollmacht habe, Frauen zu Priestern zu weihen.

Mit der Öffnung der Aufgaben von Lektor und Akolyth zu institutionalisierten Diensten für Männer wie Frauen verfolgt Franziskus ein konservatives wie ein progressives Anliegen. Einerseits will er den Unterschied zwischen „Weiheämtern“ nur für Männer sowie „Nicht-Weihe- oder Laienämtern“ für alle klarer gestalten. Andererseits will Franziskus den Beitrag von Laien, insbesondere Frauen, für das kirchliche Leben stärker anerkennen.

Für seine Entscheidung verweist der Papst auch auf Forderungen von Bischofssynoden. So hatte schon die Bischofssynode zum „Wort Gottes im Leben und in der Sendung der Kirche“ 2008 über den nun geänderten Kanon 230 diskutiert. Die Amazonas-Synode von 2019 forderte, über neue Wege für Aufgaben, Dienste und Ämter der Kirche

nachzudenken. Es sei für die ganze Kirche wichtig, Dienste und Aufgaben an nichtgeweihte Frauen und Männer zu übertragen.

Entsprechend wird das Amt des Lektors und Akolythen nun ausschließlich begründet mit dem Sakrament der Taufe und der Firmung, wodurch alle Gläubigen Anteil am „königlichen Priestertum“ Christi hätten. Gleichzeitig betont Franziskus, die Aufgaben und Dienste müssten in Einheit mit der Weltkirche und Rom gestaltet werden.

Die Entscheidung Pauls VI. von 1972, Lektoren- und Akolythenamt nur Männern vorzubehalten, beruhte laut Franziskus auf einer zwar „ehrwürdigen“, aber nicht strikt bindenden Tradition. Heute müsse „der kostbare Beitrag“, den Frauen und Männer für die Kirche leisten, auch mittels eines liturgischen Akts anerkannt und somit institutionalisiert werden. Franziskus wies die Gottesdienstkongregation an, die liturgischen Texte für eine solche Beauftragung entsprechend zu ändern.

Aus meiner Sicht ...



Marian Offman ist Vorstandsmitglied der Israelitischen Kultusgemeinde und war 18 Jahre Münchner Stadtrat.

Marian Offman

Der Gedenktag – aktueller denn je

Der Holocaust Gedenktag erinnert an die Befreiung von Auschwitz 1945 durch die Rote Armee. Gedacht wird der sechs Millionen ermordeter Juden, der Sinti und Roma, der Zwangsarbeiter, der getöteten Kriegsgefangenen, der Euthanasie-Opfer, der ermordeten Homosexuellen sowie Nazigeegner.

In der Shoah wurde ein Großteil der europäischen Juden ausgelöscht. Kaum eine jüdische Familie blieb vom Morden der Nazis verschont. Zum 50-jährigen Gedenken der Befreiung war ich selbst in Auschwitz. Als ich vor einer Vitrine stand, die Tausende Brillen und Schuhe der Kinder zeigt, die hier getötet wurden, sank ich in tiefer Trauer in mich zusammen. Wieder zuhause versuchte

ich meine Eindrücke in Worte zu fassen: „Die Demütigung der Opfer war so groß, wie das Weltall unendlich ist.“

Ist die Shoah ein singuläres Ereignis? Die Entwicklung der letzten Jahre in Deutschland lässt zweifeln. In allen Parlamenten sitzt eine Partei, deren Vertreter aus ihren rassistischen Überzeugungen keinen Hehl machen. Ihr Vorsitzender verharmlost den Nationalsozialismus als historischen „Vogelschiss“. In Halle attackiert an Yom Kippur ein Neonazi mit scharfen Waffen eine Synagoge und tötet Menschen. Dem Zufall ist es zu verdanken, dass es zu keinem Massaker im Gotteshaus kam.

Der Antisemitismus gab immer wieder den Juden die Schuld an Katastrophen. Und heu-

te? Ich sah Transparente der „Querdenker“, die Juden wie George Soros als Nutznießer der Pandemie denunzierten.

„Querdenker“ relativieren den Holocaust, indem sie die Corona-Beschränkungen mit der Judenverfolgung durch die Nazis und das Infektionsschutzgesetz mit dem Ermächtigungsgesetz der Nazis gleichsetzen. Sie sehen sich als Verfolgte wie Sophie Scholl. Sie tragen den gelben Judenstern mit der Inschrift „Ungeimpft“. Bei der Erstürmung des Kapitols trägt ein Trump-Anhänger ein T-Shirt mit der Aufschrift „Lager Auschwitz – Arbeit macht frei“.

Die Shoah wird sich hoffentlich nicht wiederholen. Dennoch, der Gedenktag ist aktueller denn je.



Cornelia Kaminski ist Bundesvorsitzende der Aktion Lebensrecht für Alle (ALFA e.V.).

Cornelia Kaminski

Suizid ist nicht salonfähig

Sie verstört und empört: Die Forderung des Vorsitzenden der Kammer für öffentliche Verantwortung der Evangelischen Kirchen in Deutschland (EKD), Reiner Anselm, und des Präsidenten des evangelischen Wohlfahrtsverbands Diakonie, Ulrich Lilie. Sollten EKD und Diakonie tatsächlich begleitete Suizide in von ihnen betriebenen Einrichtungen anbieten oder zumindest zulassen, betrieben sie de facto das Geschäft von Vereinen wie „Sterbehilfe Deutschland“ und der „Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben“.

Das kann unmöglich Ziel der EKD sein. Sie hat diese Forderungen auch recht schnell abgelehnt. Kirchen sollten Besseres zu tun haben, als Suizidhelfern Konkurrenz machen

zu wollen! Das Urteil über Suizidwillige ist Gott zu überlassen, der allein auf den Grund der menschlichen Herzen blicken kann.

Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass Suizide in kirchlichen Einrichtungen willkommen heißen und begleitet werden sollten – im Gegenteil. Wer Suizide auch nur toleriert, bestätigt damit das Urteil, das der Sterbewillige über sein Leben fällt. Ob man sich dessen bewusst ist oder nicht: Suizidhilfe anbieten bedeutet, die subjektive Sicht des Selbstmordwilligen zu akzeptieren, der seine aktuelle Situation für lebensunwert hält.

Der Vorstoß ignoriert zudem wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse der in der Suizidforschung und -prävention Tätigen.

Demnach ist Suizidalität nicht nur heilbar, sondern auch hochgradig „ansteckend“. Es wäre völlig absurd, wenn die Evangelische Kirche zwar zum Teil Gottesdienste untersagt, um Ansteckungen mit dem Coronavirus auszuschließen, sich aber bereitfände, das „Suizid-Virus“ in ihren Einrichtungen durch Lebensabschiedsfeiern zu verbreiten.

Menschen mit Selbstmordabsicht brauchen Hilfe. Alle Anstrengungen müssen sich darauf richten, diese professionell und rechtzeitig zu gewähren. Eine Akzeptanz oder gar Begleitung von Suiziden in kirchlichen Einrichtungen erweist nicht nur diesen Menschen einen Bärendienst, sondern macht auch den Suizid salonfähig.



Veit Neumann, früherer Nachrichtenredakteur unserer Zeitung, wirkt heute als Professor für Pastoraltheologie in St. Pölten.

Veit Neumann

Miteinander gegen Einsamkeit

Politiker der Unionsfraktion haben in der Pandemie eine nationale Strategie gegen Einsamkeit gefordert. Die Auswirkungen der Maßnahmen zur Eindämmung von Corona haben die Einsamkeit verschärft, sagte der familienpolitische Sprecher der Fraktion, Marcus Weinberg (CDU). Das Thema sei teilweise ein Tabu. Dem sollten Forschung, ein nationaler Aktionsplan und ein Beauftragter bei der Bundesregierung abhelfen.

Der Plan soll staatliche Akteure, soziale Träger und Unternehmen zu mehr Engagement gegen Einsamkeit bringen. Die Bedeutung des Problems liegt in den gesellschaftlichen und gesundheitlichen Folgen von Einsamkeit. Man mag sich fragen, warum es

erst eine Epidemie braucht, um dieses Thema in den Blick zu bekommen.

Grundfragen des Miteinanders sind berührt, die sonst in der hektischen Aktivität aus dem Fokus geraten. Tatsächlich ist das Gemeinwesen mehr als eine Großgruppe von Menschen, die es im Wettbewerb miteinander aushält. Ein friedliches Zusammenleben bedarf der Solidarität aller. Noch grundlegender ist es, ein echtes Miteinander zu bieten. Vermehrte Einsamkeit ist der Indikator für den bröckelnden Zusammenhalt. Insofern ist die Aktion gegen die Einsamkeit zu begrüßen. Es wäre falsch, das Thema als „soft“ abzutun, weil es menschliche Qualitäten betrifft, die im Konkurrenzkampf kaum zählen.

Was kann Politik hier bewirken, die doch nur einen Sektor der Wirklichkeit erfasst? Einsamkeit effektiv lindern können nur gesellschaftliche Gruppen, die das Miteinander in der Praxis strukturieren: Kirchen, Verbände, Vereine, idealpolitische Organisationen, Initiativen. Wenn die Politik dies unterstützt, ist viel gewonnen. Dann kann der Einsatz gegen Einsamkeit zur Schule der Politik werden: Statt Partikularinteressen zu fördern gilt es, verstehen zu lernen, dass es allen besser geht, wenn es jedem besser geht. Fehlt diese Haltung, wird es schwierig, Einsamkeit zu überwinden. Der Zeitpunkt dafür ist nun günstig – paradoxerweise wegen Corona.

Leserbriefe

Missbrauch in allen Schichten

Zu „Missbrauch oder körperliche Züchtigung“ (Leserbriefe) in Nr. 49:

Der Leserbrief spiegelt weitgehend unausgesprochene schmerzliche Sorgen von Lesern wider. Gerade dass er ziemlich emotional formuliert ist, zeigt das. Zuletzt kam der Untersuchungsbericht der Diözese Münster ausführlich in den TV-Hauptnachrichten mit den darin enthaltenen Zahlen. Andere Offenlegungen aus den Diözesen werden folgen.

Die Bundesregierung hat 2016 die Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs eingesetzt. Der allgemein zugängliche Bilanzbericht 2019 (Band I – Organisation und Analysen) mit bisher 1149 Anhörungen bzw. schriftlichen Berichten (Band II) hat die verfügbaren Informationen der Kommission sorgfältig analysiert.

56 Prozent des sexuellen Missbrauchs läuft demnach in Familien oder im erweiterten Bekanntenkreis ab. Dies bestätigen laut Kommissionsbericht auch nationale und internationale Forschungen. Dort nennen sogar 73 Prozent der Befragten die Familie als Tatort. 17 Prozent der Missbrauchsfälle finden in Institutionen statt.

Davon entfällt laut Bericht ein Viertel auf staatliche und private – also

nicht-kirchliche – Schulen. Weitere 21 Prozent entfallen auf Kirchengemeinden oder Heime, Internate, Schulen und Kindertagesstätten der katholischen Kirche. Das sind also rund 3,5 Prozent aller in den Anhörungen und schriftlichen Berichten ausgewerteten Fälle von Kindesmissbrauch.

In den vergangenen Monaten gab es immer wieder Artikel mit isoliertem Blick auf Missbrauchsfälle speziell in der katholischen Kirche. Es konnte der Eindruck entstehen, sexueller Missbrauch sei vorwiegend in der Kirche angesiedelt. Das ist sehr schmerzlich für die Gemeindeglieder, die sich manchmal schwertun, das Zentrum ihres Glaubens und ihrer Hoffnung nicht aus den Augen zu verlieren.

Sie wollen kein „Raus aus der Kirche“, weil Kirche für sie so viel mehr ist. Auch für „Kirchenmitglieder auf Absprung“ ist wichtig zu wissen, dass Missbrauch sich durch alle Gesellschaftsschichten in der Bundesrepublik zieht. Und da sind eben diese 3,5 Prozent aus der Gesamtheit der Missbrauchsfälle als Information eine ganz wesentliche Nachricht. Abgesehen davon ist natürlich jeder einzelne Fall von sexuellem Missbrauch an Kindern einer zu viel.

Dr. med. Siegbert Kling,
87463 Dietmannsried

Bei Wahl bedenken

Zu „Grenzen der Selbstbestimmung“ in Nr. 49:

Cornelia Kaminski meint, dass sich angesichts der Programmatik der Grünen die Wahl dieser Partei auf absehbare Zeit für Lebensschützer erledigt hat. Kann es eine schlimmere Diskriminierung geben, als völlig wehrlose, unter dem Schutz des Grundgesetzes stehende ungeborene Kinder wie „Freiwild“ zu behandeln? Nicht nur Lebensschützer, sondern doch wohl alle Christen, sind aufgerufen, diese Forderungen der Grünen bei den nächsten Wahlen zu bedenken.

Ferdinand Lutz,
57250 Netphen

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Verfolgte Christen

Zu „Das Wunder vom 4. August“ in Nr. 53:

Es freut mich, dass dem Baby Nabil bei der Explosion in Beirut nichts passiert ist. Leider gab es 200 Tote und über 6500 Verletzte, viele davon Christen. Hoffentlich kehrt bald Frieden für immer ein, und die Verfolgung der Christen hört für immer auf. Gottes Segen für Nabil und seine Eltern!

Brigitte Darmstadt,
87600 Kaufbeuren

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Ehrliche Demut

Zu „Friedenskanzler Willy Brandt?“ in Nr. 49:

Was heißt hier „Glänzende Gesten verdeckten realpolitische Fixierung“? Warum sollte der Kniefall des Bundeskanzlers Willy Brandt am Ehrenmal für den Aufstand im jüdischen Ghetto



▲ Bundeskanzler Willy Brandt.

keine Demutsbezeugung gewesen sein, da er spürte, dass eine Kranzniederlegung zu wenig ist? Schade auch, dass Sie zu dem Beitrag nicht dieses Foto gebracht haben, das vor 50 Jahren um die Welt ging und für einen Moment innehalten ließ.

Jakob Förg,
86199 Augsburg

Natürlich war der Kniefall von Brandt vor 50 Jahren ehrlich gemeint. Es war aber auch schon damals die mediale Gesellschaft, die diesen ehrlichen Akt überbewertet hat. Zur Versöhnung zwischen Polen und Deutschen gehört nämlich auch, dass die beiden Bischofskonferenzen Ende der 1950er Jahre aufeinander zugegangen sind.

Wenn wir übrigens heute dem amerikanischen Ex-Präsidenten vorwerfen, wie viele seiner engsten Mitarbeiter „gefeuert“ wurden, dann muss man auch folgendes berücksichtigen: dass unter Brandt viele Minister und Staatssekretäre von sich aus gegangen sind, weil sie dessen Politik nicht mittragen konnten.

Pfarrer Wolfgang Zopora,
95680 Bad Alexandersbad

Ohne Christentum verloren

Zu „Tiefpunkt der Fernsehgeschichte“ in Nr. 48:

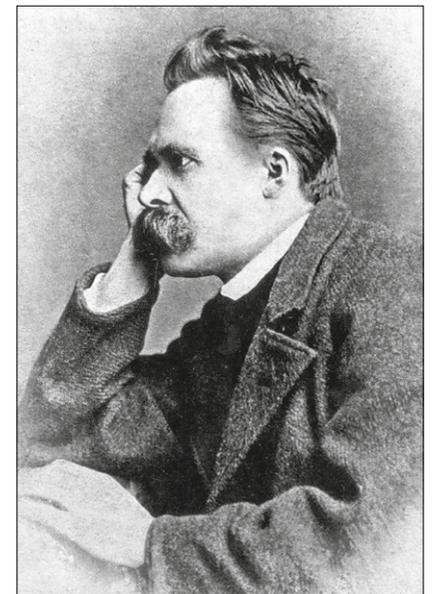
Ich möchte mich herzlich für den sehr treffenden Kommentar bedanken. Frau Kelle stellt hier ganz zu Recht die Frage, ob die Richtung der Berichterstattung in der ARD noch die Richtige ist. Viele der vorgeschlagenen Lösungen für fundamentale Probleme unseres Landes stehen oft im krassen Widerspruch zu unserer christlichen Ethik. Dabei war gerade das Christentum mit seiner Nächstenliebe der Garant für den Aufstieg Europas.

Der belgische Autor David Engels befasst sich in seinem Buch „Was tun? – Leben mit dem Niedergang Europas“ mit der Frage, was aus dem Zusammenprall zwischen politisch-korrektem Denken und der Wirklichkeit entstehen wird. Der Franzose Michel Houellebecq hat das Buch mit der Ahnung rezensiert, dass die Tage unserer abendländischen Kultur, wie wir sie heute kennen, gezählt sind.

Er schreibt: „Als ich ‚Was tun?‘ las, ist mir der seltsame, sogar unpassende Gedanke gekommen, dass Nietzsche, wenn er heute noch lebte, vielleicht der erste wäre, der eine Erneuerung des Katholizismus wünschen würde.“

Während er damals hartnäckig das Christentum als eine ‚Religion der Schwachen‘ bekämpfte, würde er heute einsehen, dass die ganze Kraft Europas in jener ‚Religion der Schwachen‘ begründet war, und dass Europa ohne sie verloren ist.“

Johann Zacherl,
82272 Moorenweis



▲ Kirchenkritiker Friedrich Nietzsche.

Frohe Botschaft

Dritter Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr B

Erste Lesung

Jona 3,1–5.10

Das Wort des HERRN erging an Jona: Mach dich auf den Weg und geh nach Nínive, der großen Stadt, und rufe ihr all das zu, was ich dir sagen werde! Jona machte sich auf den Weg und ging nach Nínive, wie der HERR es ihm befohlen hatte. Nínive war eine große Stadt vor Gott; man brauchte drei Tage, um sie zu durchqueren. Jona begann, in die Stadt hineinzugehen; er ging einen Tag lang und rief: Noch vierzig Tage und Nínive ist zerstört! Und die Leute von Nínive glaubten Gott. Sie riefen ein Fasten aus und alle, Groß und Klein, zogen Bußgewänder an. Und Gott sah ihr Verhalten; er sah, dass sie umkehrten und sich von ihren bösen Taten abwandten. Da reute Gott das Unheil, das er ihnen angedroht hatte, und er tat es nicht.

Zweite Lesung

1 Kor 7,29–31

Ich sage euch, Brüder: Die Zeit ist kurz. Daher soll, wer eine Frau hat, sich in Zukunft so verhalten, als habe er keine, wer weint, als weine er nicht, wer sich freut, als freue er sich nicht, wer kauft, als würde er nicht Eigentümer, wer sich die Welt zunutze macht, als nutze er sie nicht; denn die Gestalt dieser Welt vergeht.

Evangelium

Mk 1,14–20

Nachdem Johannes der Täufer ausgeliefert worden war, ging Jesus nach Galiläa; er verkündete das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!

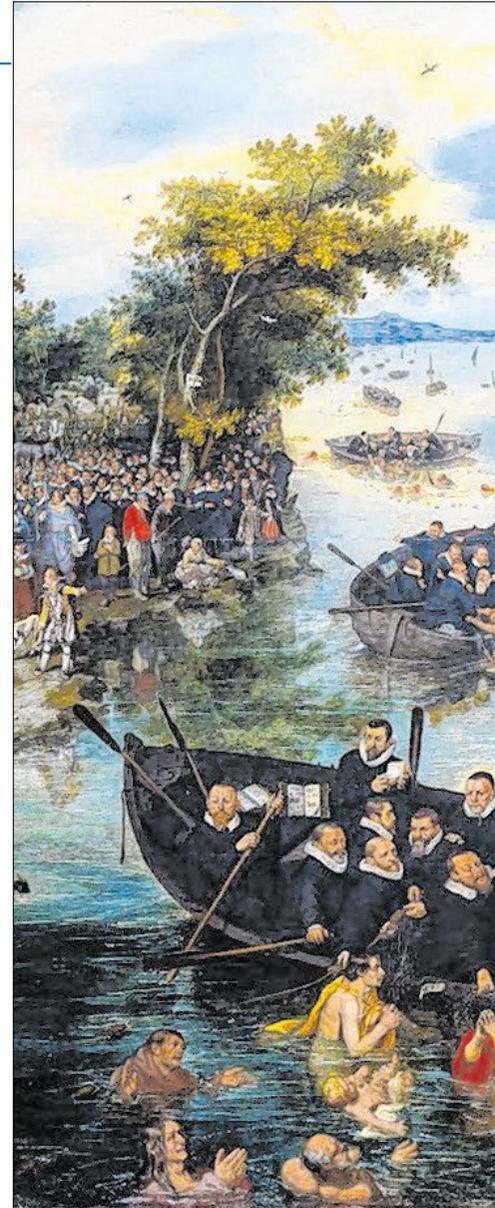
Als Jesus am See von Galiläa entlangging, sah er Simon und Andreas, den Bruder des Simon, die auf dem See ihre Netze auswarfen; sie waren nämlich Fischer. Da sagte er zu ihnen: Kommt her, mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen. Und sogleich ließen sie

ihre Netze liegen und folgten ihm nach.

Als er ein Stück weiterging, sah er Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und seinen Bruder Johannes; sie waren im Boot und richteten ihre Netze her. Sogleich rief er sie und sie ließen ihren Vater Zebedäus mit seinen Tagelöhnern im Boot zurück und folgten Jesus nach.

Die „Seelenfischerei“ katholischer und protestantischer Geistlicher thematisiert dieses Gemälde von Adriaen van de Venne (1614, Rijksmuseum Amsterdam, Ausschnitt).

Foto: gem



Gedanken zum Sonntag

Alles auf Los für das Leben mit Jesus

Zum Evangelium – von Schwester Ruth Lazar OSB



Erinnern Sie sich noch an die Vorsätze, die Sie zum Beginn des Jahres gefasst haben? Der immer wieder auftauchende Impuls „Ich will es anders machen“ hat seinen Grund darin, dass tief in uns eine Sehnsucht nach dem Guten lebt: Es muss doch besser gehen – bei mir selbst, aber auch mit der Welt, in der Kirche. Wir haben eine Ahnung in uns, dass wir mehr können und zu Höherem berufen sind.

Der biblische Glaube weiß von der guten Schöpfung am Anfang. Im Grunde spricht die Bibel auf jeder Seite davon, wie Gott alles versucht,

damit der Mensch seine ursprüngliche Bestimmung erreicht. Er will für uns Leben im Paradies, im Reich Gottes. Davon ist er nie abgegangen.

Setzen wir uns in diese Richtung in Bewegung, dann ist das eine Umkehr zu ihm. Was Jesus am Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit verkündet, ist kein moralischer Appell. Wir hören die Einladung, das Gottesreich anzunehmen. Der Weg dahin wird abgekürzt: Mit Jesus kommt es schon auf uns zu. Das ist die gute Nachricht – Evangelium.

Die Umkehr kann radikal sein. Die Leute von Ninive, sogar ihr König, alle verstehen: Es ist höchste Zeit, wir müssen zeigen, dass wir unser Verhalten ändern wollen. Fasten und Bußgewänder sind angesagt statt üppigem Leben in Samt und Seide, in Saus und Braus.

Die bleibende Zeit wird genutzt. Das wünscht Paulus sich auch für die Gemeinde von Korinth. Die Gläubigen dort sollen Distanz finden zu dem, was üblich ist, „denn die Gestalt dieser Welt vergeht“. Frauen und Männer sollen frei sein, das Reich Gottes zu suchen.

Um das unter die Leute zu bringen, beruft Jesus Menschen, die sich von ihm als Boten senden lassen. Es ist erstaunlich, welche er sich aussucht. Die ersten sind einfache Fischer. Sobald er sie anspricht, machen auch sie nicht weiter wie bisher. Die Berufungsgeschichte im heutigen Evangelium hat eine atemberaubende Eindringlichkeit und Konsequenz. Da gibt es kein Überdenken, kein Zögern – weder bei Jesus, denn der ist sich sicher, wen er anspricht, noch bei denen, die sein

Wort hören: Kommt her, folgt mir nach! Sie setzen alles, ihr ganzes Leben in einem Augenblick auf Jesus.

Vier Männer verlassen alles, um sich einem anzuschließen, der da eines Tages „am See entlangging“. Ein spektakulärer Anfang. Wir kennen den Fortgang der Geschichte. Die Jünger Jesu mussten viel lernen. Sie blieben Menschen, die es nötig hatten, immer wieder anzufangen mit der Nachfolge. Es gab Missverständnisse und Rivalitäten bei den Aposteln.

Neues Leben mit Jesus, Hineinwachsen in die Berufung beginnt an einem bestimmten Punkt, mit einer bewussten Entscheidung. Und dann folgen die vielen kleinen Schritte, die uns vorwärtsbringen. Die können wir an jedem Tag unseres Lebens machen. Also, gehen wir los!



Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
 Psalterium: 3. Woche, dritte Woche im Jahreskreis

Sonntag – 24. Januar

Dritter Sonntag im Jahreskreis

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlusssegen (grün); 1. Les: Jona 3,1–5.10, APs: Ps 25,4–5.6–7.8–9, 2. Les: 1Kor 7,29–31, Ev: Mk 1,14–20; **Messe um die Einheit der Christen, Gl, Cr, eig. Prf, feierlicher Schlusssegen** (grün); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Montag – 25. Januar

Bekehrung des hl. Apostels Paulus

Messe vom Fest, Gl, Prf Ap I, feierlicher Schlusssegen (weiß); Les: Apg 22,1a.3–16 oder Apg 9,1–22, APs: Ps 117,1.2, Ev: Mk 16,15–18

Dienstag – 26. Januar

Hl. Timotheus und hl. Titus, Bischöfe, Apostelschüler

Messe von den hll. Timotheus und Titus (weiß); Les: 2 Tim 1,1–8 oder Tit 1,1–5, Ev: Mk 3,31–35 oder aus den AuswL

Mittwoch – 27. Januar

Hl. Angela Merici, Jungfrau, Ordensgründerin

Messe vom Tag (grün); Les: Hebr 10,11–18, Ev: Mk 4,1–20; **Messe von der hl. Angela** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Donnerstag – 28. Januar

Hl. Thomas von Aquin, Ordenspriester, Kirchenlehrer

Messe vom hl. Thomas (weiß); Les: Hebr 10,19–25, Ev: Mk 4,21–25 oder aus den AuswL

Freitag – 29. Januar

Messe vom Tag (grün); Les: Hebr 10,32–39, Ev: Mk 4,26–34

Samstag – 30. Januar

Marien-Samstag

Messe vom Tag (grün); Les: Hebr 11,1–2.8–19, Ev: Mk 4,35–41; **Messe vom Marien-Sa, Prf Maria** (weiß); Les und Ev v. Tag oder aus den AuswL

Gebet der Woche

Gott, unser Vater,
 gieße die Gnade deines Geistes von neuem über uns aus,
 damit wir unserer Berufung würdig leben
 und vor den Menschen für deine Wahrheit Zeugnis ablegen.
 Hilf uns, dass wir voll Zuversicht nach der Einheit aller Christen
 und nach der Gemeinschaft in der einen Kirche streben.
 Darum bitten wir durch Jesus Christus.

Tagesgebet zur Messe um die Einheit der Christen

Glaube im Alltag

von Pastoralreferentin Theresia Reischl

Wir leben in der „Eigentlich-aber“-Zeit. „Eigentlich wären wir jetzt beim Skifahren ...“, „eigentlich würde jetzt die Erstkommunionvorbereitung beginnen ...“, „eigentlich wäre heute Pfarrgemeinderatssitzung ...“, „eigentlich mache ich um die Zeit immer ...“, „eigentlich würde ich ja gerne tanzen ...“, „in der Kirche muss sich eigentlich was ändern ...“

„Eigentlich“ ist ein interessantes Wort. Laut Duden sind drei Bedeutungen möglich: 1. „in Wirklichkeit (im Unterschied zum äußeren Anschein)“, 2. „im Grunde, genau genommen; an und für sich“ und 3. „kennzeichnet einen meist halbherzigen, nicht überzeugenden Einwand, weist auf eine ursprüngliche, aber schon aufgegebenen Absicht hin“.

Mit dem Wort „eigentlich“ kann ich den Sinn eines Satzes verwischen, ihn mehrdeutig machen und damit für Unklarheit sorgen. „Eigentlich muss ich jetzt meinen Haushalt erledigen“ – fällt das unter die Bedeutungskategorie 1, 2 oder 3? „Eigentlich brauchen wir mehr Jugendliche in der Kirche“ – 1, 2 oder 3?

Sowohl in der Arbeit als auch in der Familie, der Gemeinde, dem Alltag folgt auf „Eigentlich“ oft „Ja, aber ...“ Und dann finden sich unheimlich viele Einwände, die dagegen sprechen. Gerade in Bezug auf den Haushalt fallen mir spontan mindestens fünf ein ...

Das Spielchen können wir gerade jetzt in der Coronazeit wunderbar miteinander spielen. „Eigentlich ...

aber weil ja Corona ist ...“

Weihnachten, das jetzt gerade mal einen Monat her ist, war so ein Beispiel dafür. „Es war eigentlich bloß ein Krippenweg / nur eine offene Kirche / halt eine Videoinstallation / mal eine musikalische Andacht ...“ Warum „eigentlich“, warum „bloß“, warum „nur“, warum „halt“ oder „mal“? Zählt immer nur der Höhepunkt, nur das Oberste? Nur das Vertraute, Geliebte, Bekannte?

Kann es nicht auch das ganz Andere sein? Das Neue, das Ungewohnte, das Verrückte? So wie Gott neu, anders, „verrückt“ Mensch geworden ist? Es gab so viele tolle, kreative, mutige Ideen und Aktionen, es konnten so viele Menschen „anders“ erreicht werden, aber statt das zu würdigen, machen wir uns klein.

Ja, Corona ist anstrengend und nervt ungemein. Es verhindert Vieles, vor allem durchbricht es unsere gewohnten Abläufe. Es fordert uns neu heraus, verlangt Spontaneität, Kreativität und Durchhaltevermögen. Es reißt uns aus unseren Komfortzonen. Ungefiltert und ungeschützt kann ich das so bestätigen. Aber es ist die Zeit für „jetzt erst recht!“ – Zeit für Mut in Freundschaften und Beziehungen, Zeit für Kreativität im Familienleben, Zeit für neue Rituale, Zeit für neue Gottesdienstformen, Zeit für verrückte Ideen, Zeit für Leben.

Und das Wort „eigentlich“ versuche ich diese Woche wegzulassen.



**WORTE DER GLAUBENSZEUGEN:
TITUS MARIA HORTEN**

„Denken Sie bitte nichts Besonderes von mir“


Glaubenszeuge der Woche
Titus Maria Horten

geboren: 9. August 1882 in Wuppertal-Elberfeld
gestorben: 25. Januar 1936 in Oldenburg
Seligsprechungsprozess 1948 eingeleitet
Gedenktag: 25. Januar

Franz Horten stammte aus einer tiefreligiösen Familie. Seine Mutter wurde als Witwe Salesianerin, ein Bruder wurde Dominikaner, beide Schwestern traten ebenfalls einem Orden bei. Er selbst studierte Englisch und Französisch, promovierte und trat 1909 mit dem Namen Titus Maria in den Dominikanerorden ein. 1915 in Rom zum Priester geweiht, kam er 1917 in das Kloster Vechta, wo er als Lehrer, Spiritual, Missionsprokurator, Verlagsleiter und von 1927 bis 1933 als Prior tätig war. 1935 wurde er von den Nationalsozialisten wegen angeblicher Devisenvergehen verhaftet, zu zwei Jahren Gefängnis und einer hohen Geldstrafe verurteilt, in einem Berufungsverfahren aber freigesprochen. Gesundheitlich geschwächt, starb er vor seiner Freilassung im Gefängnis von Oldenburg. *red*

In seinen Briefen aus der Haft geht es ihm vor allem um die rechte geistliche Nahrung. Von den Problemen, die der Gefängnisauferenthalt mit sich brachte, spricht er kaum.

Einem seiner Ordensbrüder schrieb er: „Noch eins! Haben Sie etwas zerstreue Lektüre? Sie werden sich sicher wundern über diese Frage! Habe den hl. Johannes vom Kreuz hier, die heilige kl. Theresia, Hl. Schrift. Trotzdem finde ich mich oft am Grübeln. Das ist nicht gut. Noch eins, es erscheint mir, als ob ich mitunter durch zu vieles Beten, besonders mündlich, ermüde, ängstlich werde. Innerliches Gebet ist auch oft schwer in Zeiten der Prüfung. Können Sie mir raten? Ich muss mich fast zu allem zwingen – beten, lesen, betrachten etc. Ich glaube, ich muss energischer werden, mehr Gottvertrauen und ein tieferes Glaubensleben haben“ (14. Juni 1935).

Weil er in der Haft viel in den Schriften von Johannes vom Kreuz und Thérèse von Lisieux las, schrieb er: „Sicherlich ist diese Zeit für mich eine große Gnadenzeit“ (10. Juli).

In einem anderen Brief steht: „Noch eine Frage: Ich meine zuweilen, ich bete zu viel mündlich ... unter sog. Polizeiaufsicht: Wenn du nicht betest etc., erfüllt dir Gott deine Bitte nicht etc., d. h. freiwillig gewählte Gebete, Litaneien etc. Ich habe dann das Gefühl, als ob es mich in der Andacht, Gottinnigkeit störe, ich sollte von Herzen zu Herzen wie ein Kind zum Vater sprechen oder ausruhen bei Gott. Oft habe ich in der Kapelle in Vechta das geübt, wovon der heilige Johannes vom Kreuz spricht: Ausruhen bei Gott, sich freuen, bei Gott sein zu dürfen vor dem Allerheiligsten.“

Nun denken Sie bitte nichts Besonderes von mir. Mir kommt es nur darauf an zu wissen, wann darf ich das mündliche Gebet (Lita-

neien) lassen und zum liebenden Gebet mehr dem Worte (Er liebt mich und ich liebe Ihn) übergehen. Ist es nicht Faulheit? Nun haben Sie Erbarmen mit mir und beten für mich um Demut“ (11. Juli).

„Heute komme ich mit einer Schwierigkeit zu Ihnen, in der Sie mir vielleicht helfen können. Die Schwierigkeit hier ist die Beschäftigung. Ich bete viel und betrachte, lese viel in den Schriften des heiligen Johannes vom Kreuz, auch etwas Kunst treibe ich: Murillo, Fra Angelico. Aber man kann nicht immer beten und religiöse Schriften lesen. ... Es darf also wohl religiös sein, aber mit dem Leben verbunden. Sie brauchen mir nur den Titel anzugeben. ... Ich werde noch ganz Kartäuser! Habe kein Verlangen nach der Welt. Beten Sie, dass ich alles zu meiner Heiligung ausnütze“ (27. November).

*Abt em. Emmeram Kränkl;
Fotos: gem, Matthias Niehues*

Pater Titus finde ich gut ...


„... weil er den Menschen sehr persönlich zugewandt war. ‚Was kann ich für Sie tun?‘ – das war seine Frage, mit der er allen begegnete. Er zeigt damit die freundliche Botschaft des Evangeliums, das den Menschen in der je eigenen Situation und Bedürftigkeit gilt. Pater Titus hat nicht die eine große Heldentat vorzuweisen. Vielmehr sieht man bei ihm die Kraft des treuen, lebendigen, stillen Glaubens im Alltag, eine Kraft, die auch in Unsicherheiten trägt.“

**Prior Pater Ludger Fortmann OP,
Dominikanerkloster „Maria de
Victoria“ Vechta**

Zitate

von Titus Maria Horten

„Das Ordensleben und seine Gnaden mögen sich uns immer wieder erschließen, damit wir es ausnützen, verwerten, verwirklichen können. Ich glaube, die heutige Zeit hat für die Entfaltung des Reiches Christi in unserem Vaterland nichts notwendiger als dies.“ (26. Juli)

„Mir geht es gut. Ich bin ganz ruhig und habe das feste Vertrauen, dass alles Kreuz uns näher zum lieben Heiland führt. Beten wir auch weiter treu füreinander. So Gott will, kommt ja in diesem Rosenkranzmonat die Entscheidung.“ (13. Oktober)

„Sein heiligster Wille sei angebetet. Beten wir für alle, die vielleicht etwas gegen uns haben.“ (7. November)

„Es ist Gottes Wille, den soll und muss ich hier erfüllen.“

„Das kommt von Gott, und wenn er will, kann er es mir wieder abnehmen.“

VERFOLGTE CHRISTEN

Sorge um Entwicklung in Afrika

Weltindex von Open Doors: Auch in China nimmt Unterdrückung von Gläubigen zu

KELKHEIM – Der Weltverfolgungs-Index von Open Doors ist umstritten: Die ökumenische Hilfsorganisation, die Freikirchen nahestehe, bausche die Unterdrückung von Christen auf, sagen Kritiker. Die konkreten Zahlen, die Open Doors nennt, mag man also mit Fragezeichen versehen. Eines aber macht der Bericht deutlich: Die skizzierte Entwicklung ist besorgniserregend. Daran ist auch Corona schuld.

Afrika wird dem jüngst in Kelkheim vorgestellten Bericht zufolge zunehmend zum Epizentrum der Christenverfolgung durch Islamisten. Auch die Corona-Krise hat dazu beigetragen, dass christliche Minderheiten weltweit im vergangenen Jahr noch stärker unter Druck geraten sind – weil die Weltöffentlichkeit wegschaute, Reise- und Ausgehverbote verhängt wurden, und Unterdrückung und Diskriminierung sich verschärften.

Dem Bericht zufolge wird Christen in mehr als 74 Ländern durch ihre Regierungen oder extremistische Gruppierungen eine freie Ausübung ihres Glaubens verweigert. Auf der Rangliste von 50 Ländern mit der stärksten Christenverfolgung steht erneut Nordkorea ganz vorn. Auf den Rängen 2 bis 10 folgen Afghanistan, Somalia, Libyen, Pakistan, Eritrea, Jemen, Iran, Nigeria und Indien.

Mehr getötete Christen

Die Zahl der Christen, die weltweit wegen ihres Glaubens getötet wurden, wuchs Open Doors zufolge um 60 Prozent: von 2983 Fällen im Zeitraum 2018/19 auf mindestens 4761 Fälle zwischen Oktober 2019 und September 2020. 91 Prozent der dokumentierten Fälle getöteter Christen ereigneten sich laut Bericht in Afrika.

Die meisten Getöteten, nämlich 3530, hat Nigeria zu beklagen. Im Index nimmt es Rang 9 ein (2020: Rang 12). Vor allem zwischen April und August 2020, als das Land wegen der Corona-Pandemie abgeriegelt war, wurden Christen Opfer religiös motivierter Angreifer. Die islamistische Terrormiliz Boko Haram baute die Zusammenarbeit mit extremistischen Kämpfern des Fulani-Volks und kriminellen Banden weiter aus.



▲ Ein zerstörtes Kreuz im Irak: Symbolisch steht es für die zunehmende Unterdrückung christlicher Minderheiten. Fotos: KNA

Auch in der Sahelzone und in Ostafrika waren Dschihadisten verstärkt aktiv. So wurde Burkina Faso, das für ein friedliches Zusammenleben der Religionen bekannt war, 2019 von tödlichen Angriffen auf Kirchen erschüttert, die sich 2020 fortsetzten. Dazu kamen zwischen Januar und Juli mehr als 85 Angriffe auf Bildungseinrichtungen in Mali, Burkina Faso und Niger.

Weit nach vorn gerückt ist China: von Rang 43 im Jahr 2018 auf aktuell Rang 17. Open Doors verweist auf die immer engere digitale Überwachung der Bürger unter Staatschef Xi Jinping. Im Land seien geschätzt 570 Millionen Überwachungskameras im Einsatz. Durch die fort-

schrittliche Gesichtserkennung trügen sie zu einem Punktesystem zur ideologischen Bewertung aller Einwohner bei. Religionszugehörigkeit führe dabei zu Minuspunkten.

Zugleich setzt das Regime laut Open Doors verstärkt auf die Kontrolle christlicher Gemeinden, auch mit Hinweis auf die Eindämmung von Corona. Kameras zur Überwachung der Gottesdienste seien Standard. „Die etwa 97 Millionen Christen erleben Kontrolle bis hinein in ihren Privatbereich“, sagt Markus Rode, Leiter von Open Doors Deutschland. Seit 2013 habe das Regime rund 18 000 Kirchen oder kirchliche Einrichtungen schließen oder zerstören lassen.

In Indien sowie der Türkei macht die Organisation religiösen Nationalismus für die Einschränkungen der Religionsfreiheit verantwortlich. Unter der hindu-nationalistischen Regierung von Indiens Premierminister Narendra Modi habe sich die Zahl der gemeldeten Übergriffe gegen Christen zwischen 2014 und 2018 verfünffacht. Rechtliche Einschränkungen für Nichtregierungsorganisationen sorgten dafür, dass Tausende von Christen geführte Krankenhäuser, Schulen und Initiativen keine Spenden mehr aus dem Ausland erhalten dürften.

Viele Christen vertrieben

Mit Blick auf die Türkei wirft Open Doors Präsident Recep Tayyip Erdoğan vor, die Religionsausübung etwa durch Verweigerung der Aufenthaltsgenehmigung von ausländischen Geistlichen oder Mitarbeitern zu behindern. Verhängnisvoll für Christen sei auch die Rolle der Türkei in den Nachbarstaaten: Durch die türkische Militäroffensive im Nordirak würden abermals viele jener Christen vertrieben, die ab 2014 vor dem IS aus der Ninive-Ebene in die Region Dohuk geflohen waren. Auch im Nordosten von Syrien hätten islamistische Söldner unter Führung der Türkei viele Christen vertrieben. *Christoph Arens/red*



▲ Eine chinesische Katholikin mit ihrem kleinen Sohn. Im „Reich der Mitte“ hat die Unterdrückung der Christen deutlich zugenommen, bilanziert Open Doors.

Informationen

zum Weltverfolgungsindex im Internet: www.opendoors.de/christenverfolgung/weltverfolgungsindex

DIGITALES GEDENKEN

Den Opfern ein Gesicht geben

Auschwitz-Museum erinnert an die Toten des berüchtigten NS-Vernichtungslagers

OŚWIĘCIM – Am 27. Januar 1945 besetzten sowjetische Truppen das NS-Todeslager Auschwitz und befreiten die letzten überlebenden Häftlinge (siehe Seite 2/3). Rund eine Million Menschen waren nach Schätzungen ab 1940 in dem Lagerkomplex ums Leben gekommen – überwiegend Juden. Die meisten wurden vergast, erschossen oder durch Giftinjektionen hingerichtet.

Das Gedenken an die Ermordeten ist vielfältig. Einen besonderen Weg geht das Museum Auschwitz-Birkenau. Neben der umfangreichen Internetpräsenz, die einen detaillierten virtuellen Rundgang durch das Lager ermöglicht, sendet es seit 2012 über den Kanal @AuschwitzMuseum auf dem Kurznachrichtendienst Twitter täglich Namen und Fotos ehemaliger Häftlinge mit Geburtsdatum, Beruf, Datum der Deportation und Todestag.

So gelingt es der Gedenkstätte, aus bloßen Opferzahlen Menschen aus Fleisch und Blut zu machen, sie aus der Anonymität herauszuholen und das Schicksal derer nachzuzeichnen, die Auschwitz er- und oft nicht überlebten. Redaktionell betreut werden die „Tweets“ von Pawel Sawicki von der Presseabteilung des Museums. Verteilt über einen Tag kommen neben den Opfern auch Details über das Museum oder über das Lager zur Sprache.

Die Erwartungen, die die Verantwortlichen zu Beginn der Aktion hatten, sind längst erheblich übertroffen worden, sagt Sawicki. Etwa 1,1 Millionen Menschen haben den Kanal abonniert. Noch wesentlich mehr schauen sich regelmäßig die Tweets an und reagieren darauf, etwa indem sie den Beitrag weiterverbreiten. Gelegentlich stellen die Leser auch Fragen, welche vom Museum beantwortet werden.

Die Resonanz wurde besonders deutlich, als Ende 2019 – im Vorfeld des 75. Jahrestags der Befreiung des Lagers – ein Aufruf gestartet wurde, um die Abonnentenzahl auf 750 000 zu erhöhen. Die Verantwortlichen hielten dieses Ziel für reichlich hoch gesteckt und unerreichbar. Doch am Ende hatte der Twitter-Kanal eine Million Abonnenten.

„Die Zahl ist wichtig, aber natürlich nicht unbedingt erforderlich“ sagt Sawicki. „Ein Teil unserer Aufgabe ist das Gedenken. Dies tun wir,

Auschwitz Memorial @AuschwitzMuseum · 2 Std.
 13 January 1936 | Austrian Jewish boy George Peter Liebross was born in Vienna.
 He was deported to #Auschwitz and murdered in a gas chamber.



118 889 3.720

Auschwitz Memorial @AuschwitzMuseum · 7 Std.
 13 January 1924 | Czech Jewish woman Edita Kohnová was born in Prague. She was a student.
 On 4 October 1944 she arrived at #Auschwitz in a transport from #Theresienstadt ghetto. She did not survive.



95 892 4.346

Diesen Thread anzeigen

Auschwitz Memorial @AuschwitzMuseum · 5 Std.
 13 January 1901 | Polish woman Adelajda Cieślowska was born in Chorzów.
 In #Auschwitz from 12 November 1942.
 No. 24426
 She was evacuated to KL Ravensbrück, where she was liberated.



42 405 3.046

Über den Kurznachrichtendienst Twitter verbreitet die Gedenkstätte Auschwitz Fotos von Opfern des NS-Todeslagers.

Fotos: Screenshots Twitter

egal wie viele Menschen uns zuhören wollen. Es ist unsere Pflicht den Opfern gegenüber.“

Aufbauend auf den jahrzehntelangen Forschungen der Gedenkstätte arbeitet Sawicki die Informationen über Lager und Insassen in twittergerechte Häppchen um. Angesichts der komplexen Geschichte ist ihm eine präzise und sachliche Wortwahl wichtig. Eine wesentliche Erleichterung ist es, dass der Twitter-Dienst nicht mehr nur 140, sondern 280 Zeichen pro Nachricht erlaubt.

„Arbeit für 24 Stunden“

„Soziale Medien sind 24 Stunden am Tag verfügbar“, sagt Sawicki. „Und wir hätten Arbeit für 24 Stunden, aber das ist unmöglich.“ Dass täglich teils mehrere Gedenknachrichten um den Globus gehen können, verdankt Sawicki der Zuarbeit seiner Kollegen. Immer wieder steuern auch Überlebende und Angehörige der Opfer Informationen bei. Hierin sieht Sawicki das Soziale in den „Sozialen Medien“. Dass solche Rückmeldungen mit der Zeit weniger werden, ist ihm bewusst.

Neben der Erinnerung an die Opfer hat die Aktion auch ein übergeordnetes Ziel: „Wir alle erinnern uns, aber die Erinnerung ist nur der erste Schritt. Die Leute müssen wissen, was passiert ist“, sagt Sawicki. „Wir brauchen auch das Bewusstsein, um erklären zu können: Warum ist es passiert?“ Das allein genügt ihm aber nicht: Die Abonnenten sollen sich selbst Gedanken machen und zum Ergebnis kommen, dass aktive Verantwortung Vorrang vor Gleichgültigkeit hat.

Sascha Zimmermann

Information

Die Auschwitz-Gedenkstätte ist derzeit wegen der polnischen Pandemie-Bestimmungen geschlossen. Der Gedenktag der Befreiung, der diesmal insbesondere das Schicksal der Kinder in den Blick nimmt, wird digital begangen, die Gedenkfeier am 27. Januar ab 16 Uhr auf auschwitz.org übertragen.



▲ Die 15-jährige Kenianerin Sarah ist durch die Auswirkungen der Corona-Pandemie gezwungen, zu Hause zu lernen. Nebenher unterrichtet sie noch ihre kleine Schwester.
Foto: Unicef/Alissa Everett



▲ Der zwölfjährige Joaquin aus Bolivien beim digitalen Distanzunterricht. Computer und geeignete Internetzugänge stehen in Entwicklungsländern nur wenigen begüterten Schülern zur Verfügung.
Foto: Unicef/Carola Andrade

INTERNATIONALER TAG DER BILDUNG AM 24. JANUAR

Mit Corona leben und lernen

Pandemie verhindert in Entwicklungsländern Unterricht für Millionen von Schülern

KAPSTADT – Als Kenias Bildungsminister George Magoha im Juli vor die Kameras trat, sprach er Worte, die damals niemand hören wollte: Das aktuelle Schuljahr sei „verloren“. Die Schüler der ostafrikanischen Nation müssten den Unterrichtsstoff 2021 wiederholen. Geändert hat sich seither wenig. Aus der Corona- ist längst eine Bildungskrise geworden.

„Millionen Kinder und Jugendliche“ lernten nicht die Fertigkeiten, die sie bräuchten, um der Armut zu entkommen, warnt das UN-Kinderhilfswerk Unicef angesichts der Folgen der Corona-Pandemie. Technik könnte dieses Problem lösen. Doch die steht – anders als in Europa, den USA oder Australien – im Großteil der Welt nur wenigen Begüterten zur Verfügung.

Den Vereinten Nationen zufolge zwang die Pandemie 1,6 Milliarden Kinder und Jugendliche weltweit dazu, statt in der Schule von zu Hause aus zu lernen. Für mehr als ein Drittel von ihnen blieb der Fernunterricht jedoch eine Illusion. „Die hohe Zahl an Kindern, deren Ausbildung monatelang unterbrochen wurde, kommt einem globalen Bildungsnotstand gleich“, kritisiert Unicef-Direktorin Henrietta Fore.

In Südafrika unterstützte die UN-Agentur die Regierung bei der schrittweisen Öffnung ihrer Schu-

len nach dem ersten Lockdown. Die Kap-Republik ist von allen afrikanischen Ländern am schwersten von Corona betroffen. Während die eine Hälfte der Schüler abwechselnd im Klassenzimmer unterrichtet wurde, hieß es für die andere Hälfte: Lernen via Apps und Onlineplattformen. Für Vorschüler übersetzte Unicef das digitale Lernmaterial in alle elf Landessprachen.

Doch selbst die UN-Agentur stieß bald an ihre Grenzen und musste eingestehen: „Trotz guter Absichten hat Online-Lernen das Potenzial, Ungleichheit zu verstärken.“ Während 30 Prozent der Haushalte in Südafrikas Städten Zugang zu einem Computer hätten, seien es in ländlichen Gegenden gerade einmal neun. Dabei gilt das Land als eines der fortschrittlichsten auf dem Kontinent.

Noch weit schlimmer traf die Pandemie den Unterricht in anderen afrikanischen Ländern, fand Human Rights Watch heraus. Eine Mutter aus Nigeria beklagte der Organisation gegenüber: „Ich habe nicht einmal Geld, um meine Familie zu ernähren. Wie soll ich mir ein Telefon oder Internet leisten?“ Die Mutter einer Neunjährigen im Kongo berichtete: „Mein Kind lernt nicht mehr. Es wartet nur noch darauf, dass die Schulen wieder öffnen.“

Süd- und Ostafrika traf der Lernstopp von allen Entwicklungsre-

gionen am härtesten: Hier hatte Unicef-Angaben zufolge rund die Hälfte der Schüler keinen Zugriff auf Fernunterricht. Die wenigsten Schüler, die ohne Lehrer auskommen mussten, gab es mit nur neun Prozent in Lateinamerika.

Verheerende Folgen

Mittlerweile sind die meisten Schulen in Afrika wieder geöffnet. Doch die Angst ist groß, dass eine neue Corona-Welle den Unterricht erneut unterbrechen könnte. Eine große Impf-Kampagne wie in Europa wird in afrikanischen Ländern frühestens Mitte des Jahres erwartet. Die Folgen einer verlorenen Bildungs-Generation wären verheerend: Aktivisten warnen vor einer Zunahme von Kinderehen, weiblicher Genitalverstümmelung und häuslicher Gewalt.

„Ich habe Angst, dass meine Kinder einer der Rebellen Gruppen in der Region beitreten“, befürchtet ein kongolesischer Vater. Neben den persönlichen Schicksalen trifft eine Bildungskrise laut Weltbank auch die globale Wirtschaft hart: Es drohe der Verlust von acht Billionen Euro an Einnahmen während der Lebenszeit der betroffenen Generation.

Not macht erfinderisch – nach diesem Motto müssten die Regierungen ärmerer Staaten aus der Corona-Krise steuern, meint die

Bildungsallianz „Global Partnership for Education“: „Im Wiederaufbau nach der Corona-Pandemie sollten wir nicht versuchen, zurück an den Start zu gehen, sondern Kreativität und Entschlossenheit nutzen, um endlich unser Versprechen von Bildung für alle einzulösen.“

Gefragt ist neben Politik und Hilfsorganisationen die Telekommunikationsbranche. Einen ersten Schritt machten Mobilfunknetzbetreiber in Ghana: In dem westafrikanischen Land konnten Schüler die hohen Internetkosten umgehen und via Mobiltelefon kostenfrei auf über 100 Lernplattformen zugreifen. In Malawi erhielten einige Schüler solarbetriebene Tablets mit vorprogrammierten Lehreinheiten, in Kenia solarbetriebene Radios.

Jeden Schüler dieser Welt mit einem Gerät und dem nötigen Strom- und Internetanschluss ausstatten, das mag futuristisch klingen, ferner nach einer Mammutaufgabe und einem naiven, schier unmöglichen Unterfangen in von Korruption und Armut gezeichneten Staaten. Die Unicef und ihre Partner glauben dennoch an die digitale Lernrevolution. Diese könne Kinder in Myanmar ebenso erreichen wie in Somalia. Kostenpunkt bis 2030 wären 388 Milliarden Euro. „Mit einer engagierten, globalen Koalition von Partnern ist das machbar.“

Markus Schönherr

EINSATZ AN KONTROLLPUNKTEN DER ARMEE

Das Auge der jüdischen Frauen

Israelische Menschenrechtsorganisation „Machsom Watch“ seit 20 Jahren aktiv

Meine Kinder glauben, dass ich keine gute Patriotin bin“, sagt Ronny Perlman betrübt. Ihre Söhne, beide Offiziere, wählen dieselbe Partei wie ihre Mutter. Doch für deren Menschenrechtseinsatz haben sie keinerlei Verständnis. „Leider kann ich meine Erfahrungen nicht einmal meinen Söhnen vermitteln. Da ist eine Mauer zwischen uns!“

Das schmerzt die über 70-jährige Jüdin. „Dabei tue ich meinen Dienst bei ‚Machsom Watch‘ aus Patriotismus“, versichert sie. „Wir Frauen tragen zum guten Ruf Israels bei. Wir sind es, die unserer Gesellschaft, die am Abgrund steht, zurfen: Geht bitte nicht weiter!“



◀ *Ronny Perlman ist seit 20 Jahren an Kontrollpunkten der israelischen Armee im Einsatz und wirbt bei den Soldaten um Verständnis für die Situation der Palästinenser.*

Felder schleichen, an den Kontrollpunkten vorbei, um ihre Arbeitsstelle in Jerusalem rechtzeitig zu erreichen.

Und immer wieder sah sie blutjunge Soldatinnen und Soldaten, viele nicht älter als 18 Jahre. „Sie kommen aus einfachen Schichten, von ganz unten. Man trichtert ihnen ein, dass Palästinenser kontrolliert werden müssen. Vor dem Wehrdienst hat man sie einer Gehirnwäsche unterzogen.“

Perlman und ihre Mitstreiterinnen haben immer wieder das Gespräch mit den Soldaten gesucht, ihr Tun hinterfragt, ihnen ins Gewissen geredet. „Ja, manchmal kommt es zum Gespräch, dann sage ich Sätze wie: Du siehst einen potenziellen Terroristen und ich sehe einen müden Mann.“

Bevölkerung gequält

Ihre Erfahrungen in Qalandyia lassen sie schlussfolgern: „Damit quält man die Bevölkerung.“ Israels Politik in den besetzten Gebieten nennt sie ohne Umschweife „Apartheid“.

Mittlerweile ist Ronny Perlman nach Tel Aviv umgezogen und hat dort einen neuen Einsatzort gefunden: eines der Tore entlang der Mauer, durch die palästinensische

Bauern mit Passierschein zu bestimmten Zeiten ihre Äcker oder Obstplantagen westlich der Sperrmauer erreichen können.

Ihre derzeit etwa 300 Kolleginnen, von denen die meisten über 60 Jahre alt sind, stehen an anderen Toren, Kontrollpunkten oder verfolgen Anhörungen vor dem Militärgericht. Ihnen allen wurde 2008 der Aachener Friedenspreis und 2010 die evangelische Hermann-Maas-Medaille zugesprochen – wegen ihres Engagements „für Versöhnung und Verständigung zwischen zwei Nationen und Religionen“, wie der CDU-Politiker Ruprecht Polenz in seiner Laudatio sagte.

Ihre Arbeit geht angesichts von zuletzt 593 gezählten Kontrollpunkten und anderen Hindernissen weiter. Perlman hofft auf ein Wunder. „Denken Sie an Nelson Mandela oder den Fall der Berliner Mauer. Das war doch die totale Überraschung! Es muss sich hier bald das Blatt wenden.“ Wichtig wäre es ihr, die Europäische Union davon zu überzeugen, Israel den Siedlungsbau zu verbieten. „Leider hat die deutsche Regierung so große Angst, als antisemitisch bezeichnet zu werden.“

Angst hat auch Ronny Perlman: Sie fürchtet, ihr Enkel, der in wenigen Jahren Wehrdienst leisten muss, könnte als Soldat der israelischen Armee ums Leben kommen. „Es muss sich dringend was ändern“, sagt sie. *Johannes Zang*

Informationen

zu „Machsom Watch“ gibt es auf Englisch unter: machsomwatch.org/en

Notfalls einschreiten

Vor 20 Jahren, inmitten der Zweiten Intifada, des zweiten großen Aufstands der Palästinenser gegen die Besatzungsmacht, gründeten drei Jüdinnen „Machsom Watch“ (auf Deutsch etwa: Kontrollpunkt-Beobachtung). Sie waren überzeugt, jemand müsse dokumentieren, was an den Kontrollpunkten der Armee geschieht und notfalls einschreiten.

Damals gab es über 700 bemannete und unbemannte Hindernisse – nicht nur an der Grenze der Palästinensergebiete zu Israel, sondern auch mitten zwischen palästinensischen Dörfern im Westjordanland. Binnen zwei Jahren gewann die Organisation etwa 500 Mitstreiterinnen.

Über 15 Jahre stand Ronny Perlman Sonntag für Sonntag zwischen drei und vier Uhr morgens auf. Um fünf Uhr begann ihr Dienst am massiv gesicherten Kontrollpunkt Qalandyia zwischen Jerusalem und Ramallah. An ihrer Jacke war das Logo der Organisation angebracht, das Beobachtungsauge. Daneben steht auf Hebräisch, Arabisch und Englisch: „Frauen gegen die Besatzung und für Menschenrechte.“

Anfangs hatte sie „Angst vor dem Anderen, dem Fremden, dem Palästinenser“, gibt Perlman zu. Doch ihre Angst fiel allmählich ab. „Von der Angst befreit haben mich die Begegnungen mit Hunderten von Palästinensern am Kontrollpunkt.“

Vieles haben ihre Augen am Nadelöhr Qalandyia gesehen: Soldaten, die die Wartenden ignorieren. Palästinensische Frauen, die nachts über



▲ Warten am Kontrollpunkt: Mehrere Hundert solcher Checkpoints der israelischen Armee riegeln die Palästinensergebiete ab.

Archivfotos: Zang

BISCHOF BERTRAM MEIER ÜBER PAPST-ERLASS

„Die Rolle der Frauen stärken“

Weibliches Laienamt nun global, aber keine Weihe: Was das für Ökumene bedeutet

AUGSBURG – „Spiritus Domini“ – „Der Geist des Herrn“ – lautet der Titel eines päpstlichen Erlasses, mit dem Franziskus den Kanon 230 des Kirchenrechts geändert hat. Das greift tief in die weltkirchlichen Gepflogenheiten ein, auch wenn die Praxis in Deutschland vielerorts und durchaus schon länger funktionierte: Frauen können den Dienst der Lektoren oder Akolythen nun dauerhaft übernehmen. Im Exklusivinterview erläutert der Augsburger Bischof Bertram Meier die unmittelbaren Auswirkungen und die Richtung, die der Papst aufzeigt.

Herr Bischof, im Bistum Augsburg wirken Mädchen und Frauen als Ministrantinnen, Kommunionhelferinnen und Lektorinnen zumeist schon seit einer Reihe von Jahren ganz selbstverständlich bei Gottesdiensten mit. Wo und wie ändert sich etwas durch den neuen Erlass?

Bei uns im Bistum wird man wohl nichts merken. Denn die kleine Änderung im Kirchenrecht, nämlich das Wort „männlich“ im Kanon 230 Paragraph 1 zu streichen, bestätigt, was längst in unseren Breitengraden übliche Praxis ist: Mädchen und Frauen wirken beim Gottesdienst als Ministrantinnen, Lektorinnen und Kommunionhelferinnen mit.

Es geht um tätige Teilnahme und Teilhabe an der Liturgie, wie sie das II. Vatikanische Konzil wünscht. Für mich ist diese Retusche im Kirchenrecht auch ein Hinweis auf die Ungleichzeitigkeit, die in der global vernetzten katholischen Kirche herrscht. Was bei uns selbstverständlich ist, muss sich anderswo erst noch durchsetzen. Hier geht es um die Würde der Frau in der Kirche, die in Taufe und Firmung gründet.

Die Rolle der Frauen zu stärken ist wohl auch die Absicht des Papstes. Übrigens wurde dieses Anliegen schon auf den Bischofssynoden über das Wort Gottes 2008 und zu Amazonien 2019 unter anderem von Kardinal Christoph Schönborn vorgebracht.

Mancherorts ist die Enttäuschung groß, dass der Papst gleichzeitig das Weiheamt beschränkt hat, und zwar, indem er frühere Be-



▲ „Was bei uns selbstverständlich ist, muss sich anderswo erst noch durchsetzen“, sagt Bischof Bertram Meier über den kirchenrechtlichen Erlass von Papst Franziskus zum Dienst der Frau in der Kirche. Foto: Zoepf

schlüsse von Johannes Paul II. voll bestätigte. Ist die Tür für Priesterinnen in der katholischen Kirche damit zu? Und wie steht es um die Möglichkeit von Diakoninnen?

Es ist in der Tat so, dass der Papst ausdrücklich die Aussage seines Vorgängers Johannes Pauls II. bekräftigt, der 1994 in „Ordinatio sacerdotalis“ endgültig feststellte, dass die Kirche nicht die Vollmacht habe, Frauen zu Priestern zu weihen. Diese Linie schreibt Papst Franziskus fort. In seinem Erlass stellt er klar, dass die Dienste von Lektorat und Akolythat sich „wesentlich“ von den Ämtern unterscheiden, „die nur durch das Sakrament der Weihe empfangen“ werden.

Auch beim Wunsch nach geweihten Diakoninnen bin ich eher skeptisch. Denn das Konzil geht von einem einzigen Weihesakrament aus, das sich in drei Stufen entfaltet. Den Diakonat aus dieser dreigliedrigen Einheit herauszulösen, halte ich für schwierig. Zugleich dürfen wir gespannt sein, welche Ergebnisse die vom Papst eingesetzte Forschungsgruppe zum Diakonat vorlegen wird.

Hat dies Auswirkungen auf den Synodalen Weg?

Das weiß ich nicht. Die Frage wird sein, ob wir uns auf diesem Gesprächsprozess eines gemeinsamen Fundamentes vergewissern und wie wir unsere Weggespräche mit Rom abstimmen. Momentan scheint in den Foren die Erfahrung zu überwiegen: Wir sind uns einig, dass wir nicht einig sind. Da besteht also Klärungsbedarf. Sonst reden wir aneinander vorbei, oder unser Weg wird zur Sackgasse der Frustration. Daher finde ich es schade, dass der Synodale Weg derzeit nicht präsentisch, sondern nur digital stattfindet. Ob dies das richtige Format für delicate Themen ist, bezweifle ich.

Bekanntlich gibt es innerhalb der evangelischen Kirche seit geraumer Zeit Pastorinnen, ja auch Bischöfinnen. Ist diese unterschiedliche Praxis nicht auf Dauer eine Belastung für das Zusammenwachsen, wie es derzeit bei der Gebetswoche für die Einheit der Christen als Ziel formuliert wird?

Auf dem Weg zur vollen Einheit wird sicher auch die Frage nach der Kirche und ihren Ämtern eine entscheidende Rolle spielen. Hier gilt es, nicht nur mit unseren evangelischen Geschwistern ins Gespräch zu treten, sondern auch die orthodoxen Schwesterkirchen zu hören.

Ökumene bewegt sich ja nicht nur im katholisch-evangelischen Duett, sondern ist eine vielstimmige Symphonie. Wie sagte schon Hans Urs von Balthasar: „Die Wahrheit ist symphonisch.“ Ehrliche Ökumene, die um die Wahrheit ringt, ist dafür ein Testfall.

Auch in ethischer Hinsicht offenbaren sich zuletzt erhebliche Differenzen. Oder beruhte der evangelische Vorstoß zur Suizidbegleitung nur auf Einzelmeinungen?

In der Debatte um den assistierten Selbstmord liegt wohl – wie in der Frankfurter Allgemeinen am 12. Januar zu lesen war – ein „Selbstmissverständnis“ vor. Evangelische Theologen, darunter auch Landesbischof Ralf Meister, positionieren ihre Kirche auf dem Markt der Suizidbeihilfe. Da besteht schon die Gefahr, die Kirche zur Schleppenträgerin des Staates zu machen.

Ohne mich in die Angelegenheiten der evangelischen Kirche(n) einmischen zu wollen, halte ich fest: Die katholische Kirche und ihre Einrichtungen haben auf diesem Markt der Suizidbeihilfe nichts zu suchen. Denn das Thema steht unserem Konzept zum Schutz des menschlichen Lebens von der Zeugung bis zum natürlichen Tod entgegen.

Zum Glück scheinen die evangelischen Wortmeldungen momentan Einzelmeinungen zu sein. Hoffen wir, dass diese „Leuchtraketen“ nicht mehrheitsfähig werden. Das würde den ökumenischen Dialog belasten. Und bei uns in Augsburg steht ja am 17. April die ökumenische Eröffnung der Woche für das Leben an!

Interview: Johannes Müller

Zur Person

Bischof Bertram Meier ist Mitglied der Ökumenekommission und der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz. Zudem ist er Vorsitzender der Unterkommision für den Interreligiösen Dialog. Meier vertritt die Bischofskonferenz beim Runden Tisch der Religionen in Deutschland. Außerdem ist er Bischöflicher Delegierter für die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK) und deren stellvertretendes Vorstandsmitglied.

ZUM 120. TODESTAG DES KOMPONISTEN

„Ein außergewöhnlicher Mensch“

Vorsitzender der Giuseppe-Verdi-Stiftung beleuchtet unbekanntere Seiten des Maestros

PLANECCO – Giuseppe Verdi komponierte „Nabucco“, „Rigoletto“, „La Traviata“ und „Aida“ und gilt als bedeutendster Komponist Italiens. Vor 120 Jahren, am 27. Januar 1901, starb er im Alter von 87 Jahren in Mailand. Welche Bedeutung Verdi für die Musik hat und warum er glaubt, dass der Maestro nicht ausreichend gewürdigt wird – das erzählt im Exklusiv-Interview der niederländische Komponist Frank van Strijthagen, der Vorsitzende der in Planegg bei München ansässigen Internationalen Giuseppe-Verdi-Stiftung.

Herr van Strijthagen, Sie haben sich mit Ihrer Stiftung ganz dem Andenken Giuseppe Verdis gewidmet. Was bedeutet Verdi für Sie persönlich?

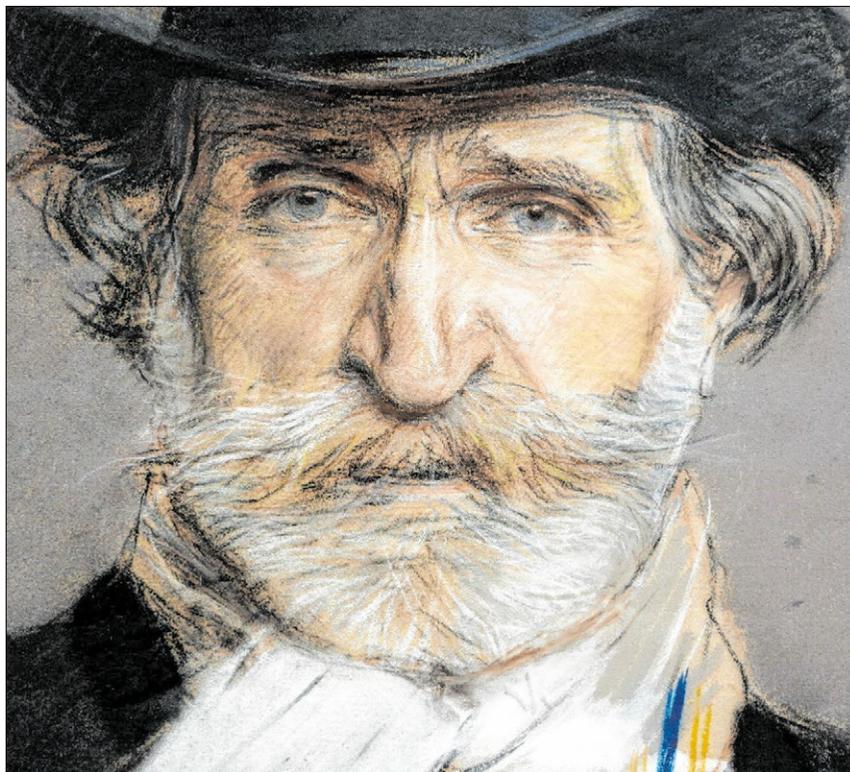
Giuseppe Verdi, am 10. Oktober 1813 in dem kleinen Dorf Roncole zwischen Piacenza und Parma geboren, war nicht nur ein großer Komponist, sondern auch ein außergewöhnlicher Mensch und Wohltäter. Seine große musikalische Begabung wurde bereits im Alter von nur fünf Jahren festgestellt.

Seine Oper „Nabucco“ über die Geschehnisse des babylonischen Königs Nebukadnezar und das nach Babylon verschleppte jüdische Volk, am 9. März 1842 uraufgeführt, erwies sich als Sensationserfolg und machte Verdi sozusagen über Nacht zum führenden italienischen Opernkomponisten. Dass dies heute auch mit dem weltberühmt gewordenen Gefangenenchor zu tun hat, sehe ich als Selbstverständlichkeit.

Seit meine Eltern mich vor gut 50 Jahren mit der Person Verdi, seinem Leben und seinem Oeuvre in Berührung gebracht haben, hat es eigentlich keinen Tag gegeben, an dem ich mich nicht mit ihm befasst habe. Man könnte sagen, es entstand so etwas wie eine Vater-Kind-Beziehung oder eine unzerstörbare Freundschaft fürs Leben.

Was zeichnet Verdi vor anderen klassischen Komponisten aus?

Verdi war weder ein klassischer noch ein zeitgenössischer Komponist. Er hat selbst immer wieder gesagt, er sei „ein Mann des Theaters“. In diesem Sinne schrieb er – inklusive aller Überarbeitungen – 30 Opern. Von „Don Carlos“ (1866) gibt es sogar sieben Fassungen. Verdi gilt heute als der weltweit meist-

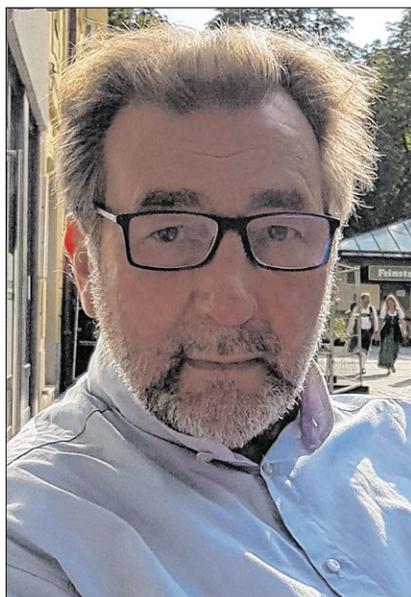


▲ Giuseppe Verdi auf einer Darstellung von Giovanni Boldini (1886).

gespielte Opernkomponist. Allein 2017 gab es rund um den Globus an die 17 000 Aufführungen seiner Werke.

Welche Rolle spielte die Religion für Verdi?

Wie alle Menschen im Italien des 19. Jahrhunderts wurde auch Giuseppe Verdi katholisch getauft. In jungen Jahren war er Ministrant, trat als Organist in Erscheinung und komponierte zahlreiche geistliche Stücke. Durch mehrere bittere Erfahrungen mit dem Klerus entfernte



▲ Frank van Strijthagen. Foto: privat

er sich aber von der Kirche. Er war der Meinung, dass Priester sich ausschließlich damit befassen sollten, das Wort Gottes zu verkünden, die Heilige Messe zu feiern und sich um die Armen zu kümmern.

Nachdem er festgestellt hatte, dass zahlreiche Priester seiner Zeit sich nur für die Reichen und Einflussreichen interessierten, die Armen aber allein ließen, kehrte Verdi der Kirche den Rücken. Das bedeutet aber keineswegs, dass er nicht gläubig gewesen wäre. Im Gegenteil: Die Heilige Schrift betrachtete er als das Wichtigste seines Lebens. Und als er später sah, dass die Kirche sich von dem kritisierten Verhalten entfernte, besuchte er mit seiner tiefgläubigen zweiten Frau Giuseppina Strepponi wieder regelmäßig die Heilige Messe.

Was erinnert im heutigen Italien an den großen Komponisten?

Meines Wissens gibt es in Italien keine Stadt, die nicht eine Via oder Piazza nach Giuseppe Verdi benannt hätte. Das gilt auch für viele Dörfer. Darüber hinaus werden selbstverständlich seine Opern noch immer häufig aufgeführt. Sein – so meinte er selbst – bestes Werk befindet sich aber in Mailand: das „Casa di Riposo per Musicisti“, ein Altenheim für bedürftige Musiker, das auch heute noch voll in Betrieb ist. Nahezu sein

ganzes Vermögen hat Verdi darin investiert.

Schließlich gibt es in Villanova sull'Arda nahe Busseto seine „Villa Verdi“, zu der heute noch sieben Hektar Land gehören. Ursprünglich waren es um die 920 Hektar. Mehrere Zehntausend Handschriften befinden sich in der Villa. Darüber wird aber bereits viele Jahre auf bitterste Weise gestritten.

Worum geht es bei dem Streit?

Dazu muss ich etwas ausholen. Nachdem Verdi bereits im 27. Lebensjahr seine zwei Kinder und seine Gattin verloren hatte, begann er 1847 in Paris eine feste Beziehung mit der Sängerin Giuseppina Strepponi, die 1842 die Rolle der Abigail in seiner dritten Oper „Nabucco“ gespielt hatte. Bald stellte sich heraus, dass es für Giuseppina unmöglich war, weitere Kinder zu gebären – sie hatte bereits drei aus früheren Beziehungen.

1868 adoptierte das Ehepaar die Enkelin einer Cousine von Verdis Vaters Carlo: Maria Filomena. Zehn Jahre später heiratete diese Maria dann Alberto Carrara, den Sohn von Verdis Notar. 1900 setzte der Meister sie als seine Universalerbin ein. Die Bedingung hierfür war: Alles soll so bleiben, wie Verdi es hinterließ. Daran haben Maria Filomena und ihr Mann sich nicht gehalten.

Seit dem Tod Alberto Carraras, des Enkels von Maria Filomena, streiten sich seine vier – jetzt noch drei – Kinder um Verdis Landgut. Ein scheinbar nicht mehr auffindbares Testament besagt, dass das Gut Albertos Sohn Angiolo gehören soll. Die drei Schwestern, von denen noch zwei am Leben sind, glauben das nicht. Würden sich in Verdis Haus nicht jene Zehntausende Handschriften befinden, die unzählige Millionen wert sind – das Problem bestünde schon lange nicht mehr. Da es aber um viel Geld geht, geht auch der Streit weiter.

Darüber hinaus befindet sich Verdis Haus in einem äußerst desolaten Zustand und muss dringend saniert werden. Dafür fehlt aber das Geld. Auch eine Sammlung im Herbst brachte zu wenig. Folglich ist es sehr wahrscheinlich, dass auch das Museum geschlossen werden muss.

Welche Lösung sehen Sie?

Aus Liebe zu Verdi könnten die drei verbliebenen Erben beschlie-



▲ Villa Verdi bei Piacenza. Hier lebte der Komponist bis zu seinem Tod 1901. Seine Erben streiten seit Jahrzehnten erbittert darüber, wem das Landgut gehören soll.



▲ Eine Original-Skizze von Verdi für die Oper „La Traviata“. Foto: gem

In einem der geplanten Projekte soll der Briefwechsel Verdis in die deutsche und andere wichtige Sprachen übersetzt und so international zugänglich gemacht werden. Erwarten Sie, dabei auf bislang unbekannte Seiten des Komponisten zu stoßen?

Verdi hat während seines langen Lebens Schätzungen zufolge rund 28 000 Briefe geschrieben. Hiervon sind bis heute kaum zehn Prozent ausgewertet und ausschließlich in italienischer Sprache veröffentlicht worden. In anderen Sprachen gibt es kaum Veröffentlichungen – im Gegensatz zu Komponisten wie etwa Richard Wagner. Es gibt also noch sehr viel zu tun.

Was unbekannte Seiten des Komponisten angeht, ist einiges Potenzial vorhanden. In Mailand etwa befindet sich in einer Bank eine Sammlung von 239 Briefen von Verdi und seiner Gattin an die damals berühmte Sängerin Teresa Stolz, mit der der Meister eine Liebesbeziehung gehabt haben könnte. Der Eigentümer der Briefe, ein Mailänder Antiquariat, möchte die Sammlung verkaufen. Der Preis, der verlangt wird, ist aber noch immer viel zu hoch.

Vor drei Jahren wurden bei Sotheby's in London 38 unbekannte Briefe Verdis an seinen Librettisten Salvatore Cammarano versteigert. Der italienische Staat kaufte sie, aber bis jetzt wurde noch nichts damit getan. In zahlreichen Bibliotheken weltweit befinden sich ebenfalls viele Verdi-Briefe. So könnte man sagen, es wird sicher noch ein paar Menschenleben lang dauern, um das, was jetzt noch im Dunkeln ist, ins Licht zu rücken. Alleine das ist schon äußerst spannend.

Interview: Thorsten Fels

Informationen

zur Internationalen Giuseppe-Verdi-Stiftung im Internet: www.internationale-giuseppe-verdi-stiftung.org

ßen, das Gut in vertrauenswürdige Hände zu übergeben – zum Beispiel einer internationalen Stiftung. Die Stiftung könnte sich dann auf die Suche nach Mitteln machen, womit der Erhalt und die Öffnung der Villa Verdi zukünftig gesichert werden kann. Ihren Anspruch auf Verdis Haus und Parkanlage müssten die Erben dafür nicht einmal aufgeben.

Was könnte Ihre Stiftung beitragen?

Die Internationale Giuseppe-Verdi-Stiftung wäre bereit, sich voll dafür einzubringen, die Probleme auf positive Weise zu lösen.

Was tut Ihre Stiftung darüber hinaus, um die Erinnerung an Verdi wachzuhalten?

Wir möchten hierzulande mehrere Projekte verwirklichen. Dazu benötigt die seit 2011 als gemeinnützig anerkannte Stiftung aber auch ehrenamtliche und begeisterungsfähige Mitwirkende und darüber hinaus Menschen, die eine finanzielle Unterstützung leisten wollen.

Neue Prämien für Ihre Empfehlung!

Überzeugen Sie Freunde, Verwandte oder Bekannte von einem Abo der Katholischen Sonntagszeitung und Sie erhalten eines unserer attraktiven Geschenke.



KRUPS Standmixer und Entsafter

- 2 l Kunststoffbehälter
- 1,25 l Entsafterbehälter inkl. Filter
- 800 ml Saftbehälter
- 6 Messer mit POWELIX-Technologie



DOMO Raclette-Grill mit Naturgrillstein

- Polierter Naturstein
- Regelbarer Thermostat
- Doppel Heizelement
- 8 Raclette Pfännchen, emailliert
- 1300 W



Wein-Wasserkaraffe

- Weidekantierkaraffe
- Volumen: 0,75 l
- Ergonomische Form
- Spülmaschinengeeignet



► Weitere attraktive Geschenke finden Sie auf unserer Homepage: www.katholische-sonntagszeitung.de

Prämienauslieferung spätestens 8 Wochen nach Eingang der Abonnementgebühr. Für Geschenk-Abonnements und Werbung von im gleichen Haushalt lebenden Personen dürfen keine Prämien gewährt werden.

Bitte ausfüllen und einsenden an: Katholische Sonntagszeitung · Leserservice · Postfach 11 19 20 · 86044 Augsburg

Ich habe den neuen Leser vermittelt.

Bitte senden Sie mir das angekreuzte Geschenk:

- Standmixer und Entsafter 9164365 Raclette-Grill 9160280 Wein-Wasserkaraffe 9155589

Vorname / Name

Straße / Hausnummer PLZ / Ort

Ich bin der neue Leser.

Schicken Sie mir die „Katholische Sonntagszeitung“ für mindestens ein Jahr und darüber hinaus bis auf Widerruf. Die Kündigungsfrist beträgt 6 Wochen zum Quartalsende.

Vorname / Name

Straße / Hausnummer PLZ / Ort

Ich wähle folgende Zahlungsweise:

- Bequem und bargeldlos durch 1/4-jährliche Bankabbuchung von EUR 23,55.

- Gegen Rechnung zum Jahrespreis von EUR 94,20.

X

Datum / Unterschrift

- Ja, ich möchte den Newsletter der „Katholischen Sonntagszeitung“ kostenlos per E-Mail beziehen.

E-Mail

TOURISMUS-GESCHICHTE

Hinaus in Eis und Schnee

Die Anfänge des modernen Winterurlaubs liegen in den 1950er Jahren

Von den Anfängen sommerlicher Reiselust und dem ersten Ferienerleben in den Nachkriegsjahren hat man schon viel gehört. Dass die Zahl der Sommerurlauber in den 1950er Jahren deutlich gestiegen ist und 1954 bereits rund 800 000 Bundesbürger mit einem der westdeutschen Reiseunternehmen in die Sommerferien gefahren sind, ist eine Tatsache. Ein Jahr später sollen es schon eine Million Urlauber gewesen sein, die auf eigene Faust oder als Pauschalreisende unterwegs waren.

Aber wie stand es mit dem Winter-Tourismus? Schließlich muss man bedenken, dass die Urlaubszeit für die meisten knapp bemessen und die Anfahrtswege in die schneesicheren süddeutschen Regionen, geschweige denn nach Österreich, nach Südtirol oder in die Schweiz,

viel zu weit und kostspielig waren. Überhaupt ist Wintersport teuer und aufwendig. Und dennoch erlebte auch der sportlich geprägte, winterliche Tourismus im Laufe der 1950er Jahre einen großen Zuwachs, ja, hatte sogar schon zuvor eine lange Tradition.

„Ski und Rodeln gut“

Hieß es am Urlaubsort oder im Wetterbericht „Ski und Rodeln gut“, dann stand der winterlichen Sportaktivität nichts im Wege. Erlebnisgastronomie, Wellness-Unterkünfte und Après-Ski-Vergnügungen – durch die Corona-Ansteckungen der jüngeren Vergangenheit in Verruf geraten – waren in den 1950er Jahren nicht gefragt. Vielmehr wollten die meist jungen Tagesgäste einfach auf andere Gedanken kommen und unkompliziert sowie kostengünstig Wintersport betreiben.

Wie schon bei den sommerlichen Ausflugstouren mit dem Zelt suchte man offenbar auch im Winter, die neu empfundene Lebensfreude und Ausgelassenheit auszuleben. Einfach mal raus – das ging damals auch mit

wenig Geld. Nichts schien schöner zu sein als ein sonntäglicher Ausflug in den Schnee, etwa in die deutschen Mittelgebirge oder in die Alpen. Dementsprechend warben Reiseprospekte und Produktwerbungen in den 1950er Jahren mit der Vorstellung von idyllischer winterlicher Natur und erholsamer Stille mit entsprechendem Erholungswert.

Das entsprach schon damals nicht mehr der Realität: Auf den Pisten und Loipen herrschte reger Betrieb. Im Skigebiet rund um den Feldberg im Schwarzwald beispielsweise oder im bayerischen Garmisch-Partenkirchen erlebte man bereits in den ersten Nachkriegsjahren einen enormen Zuwachs. Vor allem das Skifahren entwickelte sich in den 1950er Jahren zu einem Massensport. Auch Langlauf und Schneewandern sowie das Rodeln waren populär.

So konnte man beispielsweise im Februar 1951 der Zeitung entnehmen, dass der südbadische Fremdenverkehrsort Todtnau, reizvoll zwischen dem Feldberg und dem Belchen gelegen, „in diesem Winter wieder einen großen Zuspruch erfahren“ habe: „Der Hausberg Todtnaus, das Hasenhorn, wird jeden Sonntag von Hunderten von Skiläufern bevölkert.“

Mit Wintersport und Erholung konnte man sich in der Gegend bestens aus, denn die Feldbergregion war bereits in den 1890er Jahren

zum Zentrum der Wintersportkultur und des Skisports im deutschen Südwesten geworden. Die damit verbundenen Impulse hatten 1891 zur Gründung des ersten deutschen Skivereins, des SV Todtnau, geführt.

Sportliche Vielfalt

Nicht nur der Südschwarzwald war eine Tourismusregion mit langer Wintersportgeschichte. Auch die bayerischen Alpen boten sich dafür an: Ruhpolding am Fuße des wuchtigen Rauschenbergs war schon lange als winterlicher Urlaubsort bekannt und entwickelte sich im Verlauf der 1950er Jahre zu einem der meistbesuchten Winterferienorte in Oberbayern – zumal es ja eine breite Palette an sportlichen Betätigungen im Winter gab.

Spezielle Langlaufskier kannte man noch nicht. Normal war, die Bretter multifunktional für Abfahrten, Langlauf und Schneewanderungen zu nutzen. Wer mit den Brettern nichts anfangen konnte, der fand in der alpinen Form des Curlings, das Eisstockschießen auf zugefrorenen Weihern, eine willkommene Abwechslung. Bereits 1951 fanden in Garmisch-Partenkirchen dazu die ersten Europameisterschaften statt.

Rodelbahnen und -hänge waren in den Fremdenverkehrsorten ebenfalls vorbereitet und vielerorts



Verschneite Landschaften lockten schon früh Urlauber an – zunächst aber nur solche, die sich das kostspielige Vergnügen leisten konnten. Erst seit den 1950er Jahren nahm der Winter-Tourismus stetig zu.



standen Eislaufbahnen zur Verfügung. Aber nicht jeder Winterurlauber wollte sich sportlich betätigen. Viele suchten nur Entspannung bei mehr oder weniger anspruchsvollen Bergwanderungen vor winterlicher Kulisse.

Winterliche Begeisterung

Für die Tourismusverantwortlichen bedeutete die Begeisterung für den winterlichen Freizeitsport, dass neue Skigebiete und vor allem die Verkehrswege in die entsprechenden Erholungs- und Wintersportregionen erschlossen werden mussten. In Bussen oder Sonderzügen – wie beispielweise mit der Höllentalbahn im Hochschwarzwald – reisten viele Skitouristen an.

Wer damals schon mit einem der frühen VW-Käfer oder einem ähnlichen Modell unterwegs war, für den war der Anfahrtsweg in die Wintersportorte nicht immer einfach zu bewältigen. Häufig genug mussten sich die Autofahrer mit einer mitgeführten großen Schippe den Fahrweg selbst freiräumen.

Vor Ort waren nach und nach alte Zahnrad- und Standseilbahnen durch kostengünstigere Sessel- und Kabinenseilbahnen ersetzt worden, wobei die Skier in den ersten Nachkriegsjahren häufig noch bergauf getragen werden mussten. Am Feldberg hatte die französische Besatzung bereits nach 1945 den ersten Skilift erbaut. Der erste Sessellift wurde 1951 in Betrieb genommen. Die neu entstanden Skilifte wurden zu einer durchaus gewinnbringenden Einnahmequelle für die Betreiber und auch für die Skierorte.

Exzentrische Engländer

Es lohnt sich, die Geschichte des Wintersports zu kennen, denn das Interessante an der Tourismusbranche ist durchaus auch ihre Vergangenheit. Schon 1864 hörte man aus dem mondänen Schweizer St. Moritz von Winterfrischlern, allen voran wohlhabende, exzentrische Engländer, die gleich mehrere Wochen im Schnee verweilten. Das musste man sich leisten können.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts begannen auch die regionalen Kurverwaltungen, während der Wintermonate das Interesse der Urlauber vor allem für bayerische und badische Fremdenverkehrsorte zu wecken. Warum auch nicht – schließlich ließ sich mit verschneiten Naturlandschaften überzeugend Werbung machen.

◀ Der Feldberg im Südschwarzwald: ein frühes Zentrum des Skisports.

Das im Südschwarzwald gelegene Triberg ließ Wintersportler und Ruhesuchende bereits um 1910 wissen: „Aber nicht allein in sportlicher Beziehung ist die Lage Tribergs im Winter als günstig zu betrachten. Die intensive Sonneneinstrahlung, die reine Bergluft und insbesondere die geschützte Lage sind die Hauptfaktoren, welche eine erfolgreiche Kur im Winter verbürgen.“

Soll heißen: ein empfehlenswerter Erholungsort für geplagte Stadtmenschen. Rasante sportliche Herausforderung war weniger ein Thema als ruhiges Skivergnügen und Erholung. Damit traf man offensichtlich den Nerv der Zeit. Freude am zunächst kostspieligen und elitären winterlichen Vergnügen hatte vor allem ein mondänes Publikum.

Zentrum des Skilaufens

Bewerben ließ sich nicht nur das Skilaufen für den Freizeitsportler, auch das Skifahren als Wettkampfsport fand seine Anhängerschaft. Gerade die Feldbergregion war bereits Ende des 19. Jahrhunderts zum Zentrum des alpinen Skilaufens und bald darauf des Skispringens geworden.

Das zog Skibegeisterte wie Schauspielstige in die Gegend. Manch einer reiste mit dem Pferdeschlitten zu den Rennen auf dem Feldberg und vergnügte sich rund um den Feldberger Hof, einem der ersten Gasthöfe, dessen Betreiber den Tourismus zu nutzen wussten. Schon sehr früh, im Jahr 1904, war das Berghotel um 200 Betten erweitert worden.

In den 1920er Jahren wurde das Skifahren auf dem Feldberg immer populärer. Der Sport war schwer in Mode – und so sahen sich die Verantwortlichen schon vor dem Zweiten Weltkrieg auf dem Weg zum regen Winter-Tourismus: Das Angebot in der Region vergrößerte sich, man bot Skikurse für Urlauber von außerhalb an. Das lohnte sich offenbar schon damals.

Erstaunlicherweise war das Skilaufen auch bei Frauen beliebt – und das in einer Zeit, in der Sport für Frauen eher selten vorgesehen war. Trotz aller winterlichen Urlaubsfreuden aber: Von Ferien und Wintersport für die breite Masse kann man erst seit den 1950er Jahren sprechen.

Irene Krauß

Hinweis

In unserer nächsten Ausgabe lesen Sie einen ergänzenden Beitrag über die Geschichte des Skifahrens.

Filmtipp

Russlands Version der „Eiskönigin“

Seit 2013 haben Millionen junge Mädchen auf der ganzen Welt ein neues Idol: Elsa, die Eiskönigin aus dem gleichnamigen Disney-Animationsfilm (im US-amerikanischen Original: „Frozen“). Das Wintermärchen, das vor gut einem Jahr eine nicht minder erfolgreiche Fortsetzung erhielt, basiert lose auf Hans Christian Andersens „Die Schneekönigin“ (1844).

Viel näher am Original als das auf den weltweiten Massenmarkt angepasste US-Spektakel bleibt eine Version des russischen Animationsstudios Wizart: „Die Schneekönigin – Eiskalt verzaubert“, von der Deutschen Film- und Medienbewertung mit dem Prädikat „besonders wertvoll“ ausgezeichnet.

Bei allen Unterschieden in der Geschichte erinnert die russische „Schneekönigin“ bisweilen stark an eine Kopie der US-Version. Selbst der drollige Disney-Schneemann Olaf, durch Königin Elsas Zauber zum Leben erweckt und so etwas wie der heimliche Star bei „Frozen“, findet bei Wizart sein Alter Ego: in Gestalt des hilfreichen, aber chaotischen Trolls Orm.

Doch halt – eine Kopie ist „Die Schneekönigin“ nicht! Ganz im Gegenteil: Der liebevoll animierte Film für die ganze Familie erschien in Russland bereits 2012 – rund ein Jahr vor Disneys „Eiskönigin“. Er steht in einer langen Reihe von russischen Märchenverfilmungen der vergangenen Jahrzehnte. So verwundert es nicht, dass das Animationsstudio aus Woronesch schon 2014 und 2016 zwei Nachfolger für seine „Schneekönigin“ produzierte: „Eiskalt entführt“ und „Feuer und Eis“. Hierzulande sind sie gemeinsam bei Ascot Elite in der „Schneeflocken Edition“ erschienen. – Sehr sehenswert und unterhaltsam. *Thorsten Fels*

Die DVD- und die Blu-ray-Box sind im Handel für 15-20 Euro erhältlich. EAN: 889854684693 (DVD) bzw. 889854684792 (Blu-ray).



6 Lotte dachte an Toni. Er war so jung, fast zwei Jahre jünger als sie selbst. Jedenfalls würde sie nicht nein sagen, sollte er anrufen und es zu einem neuen Treffen kommen. Lotte öffnete die Augen plötzlich weit. Ja, sie hoffte wirklich sehr, sie würden sich wiedersehen.

Selbst durch die geschlossene Tür ihres Zimmers drang unverkennbar der Duft von frisch aufgebrühtem Kaffee. Es musste später Vormittag sein, wenn Mutti bereits aufgestanden war. Sie arbeitete bis spät in die Nacht als Serviererin im besten Gasthaus in der Ortsmitte von Angerburg. Der Ochsenwirt war für seine gute bayerische Küche allseits bekannt und beliebt.

Den Vater gab es längst nicht mehr. Lotte ging gerade in die erste Klasse, als ihre Eltern sich scheiden ließen. Der Vater hatte bald darauf seine neue Freundin geheiratet und eine neue Familie gegründet. Anfangs holte er Lotte ein paarmal am Wochenende ab und spazierte mit ihr herum, kaufte ihr ein Eis, nahm sie mit ins Schwimmbad. Aber recht bald hatte er durch seine neuen Verpflichtungen keine Zeit mehr. Schließlich zog er, eines neuen Jobs wegen, weit weg und im Laufe von wenigen Jahren riss die Verbindung zu ihm ganz ab. Lotte vermisste ihn kaum. Sie hatte ihre Mutter, die sich für ihre Tochter viel Zeit nahm.

Die beiden empfanden sich als eingeschworenes Team. Je erwachsener Lotte wurde, desto mehr wurden aus der Mutter und ihrer – zugegeben sehr umsorgten und verwöhnten – Tochter auch Freundinnen. Lotte meinte, meine allerbeste Freundin ist meine Mutter. Dazu kamen Mutters Schwester und Schwager, Tante Fanny und Onkel Norbert. Sie wohnten nur einige Straßen weiter, waren etwas älter, die eigenen Kinder schon größer. Tante Fanny hatte Lotte während ihrer Kinderzeit betreut, wenn sie aus der Schule kam und die Mutter bereits in der Arbeit war.

An Mutters freien Tagen, Montag und Dienstag, waren sie und Lotte unzertrennlich. Sie verstanden sich prächtig und nicht einmal Lottes Pubertät änderte daran etwas. So war sie auch später nie auf die Idee gekommen, sich etwa eine eigene Wohnung zu suchen. Ihr Zusammenleben verlief angenehm und reibungslos. Sie teilten sich die Hausarbeit – nun ja, sicherlich, die Mutter erledigte mehr davon. Aber darüber hatte sie sich nie beklagt, im Gegenteil. Die Mutter verwöhnte ihre Tochter mit Begeisterung.

Zweimal im Laufe der Jahre fürchtete Lotte ernsthaft, ihre Mutter könnte sich einem neuen Mann zuwenden. Es wäre nicht verwun-



Toni muss bei der Arbeit die ganze Zeit an Lotte und ihr gestriges Treffen denken. Und auch Lottes Gedanken wandern zu Toni, kaum dass sie morgens die Augen aufschlägt. Was fasziniert sie so an dem Burschen vom Land? Sein Aussehen? Seine Höflichkeit? Jedenfalls hat er etwas an sich, das Lotte gefällt.

derlich gewesen, denn man sah ihr das Alter von inzwischen 53 Jahren nicht an. Sie war ein wenig mollig, mit vollem braunem Haar und einem weichen, fröhlichen Gesicht. Sie lachte gern, liebte den Umgang mit den Menschen, konnte zuweilen aber auch energisch werden, wenn sie es für nötig hielt.

Ihre seltene Gabe, mit ihrem Leben, so wie es war, ganz einverstanden und zufrieden zu sein, verlieh ihr eine Ausstrahlung von innerer Ruhe, Zufriedenheit und Ausgeglichenheit, die viele Freunde und Bekannte und nicht zuletzt ihre Stammgäste an ihr schätzten.

Aber zu einer festen Verbindung mit einem Mann kam es nicht. Die eine Freundschaft, bald nach der Scheidung, verlief im Sand. Die zweite scheiterte, weil der Mann von einer Stieftochter, für die der eigene Vater noch nicht einmal zahlte, nicht unbedingt angetan war. Es gab heiße Diskussionen und Streit. Danach konnte man von Lottes Mutter hören, dass ein Leben ohne Mann unproblematischer und gemütlicher sei, und dabei blieb es.

Während sie sich nach dem Duschen die Haare trocknete, dachte Lotte: Was würde Mutti wohl zu einem neuen Freund, zu Toni sagen? Ihre erste und bisher einzige wirklich ernst zu nehmende Freundschaft mit einem Mann, mit Roland, hatte damals nicht unbedingt Mutters Zustimmung gefunden. Lotte war 20, sehr verliebt und hatte sich von ihm überreden lassen, in seine Wohnung zu ziehen. Drei Wochen später war die Liebe geschwunden wie

Schnee in der Sonne und Lotte wieder bei der Mutter daheim. „Der hat nicht mich gebraucht, sondern eine Putzfrau!“, erzählte Lotte empört. „Glaubst du, der hätte auch nur einmal den Staubsauger in die Hand genommen oder gar die Waschmaschine eingeschaltet? Das Geschirr hat er zweimal abgetrocknet, dann durfte ich das auch allein erledigen.“

Einige weitere Bekanntschaften gediehen nicht zu engeren Beziehungen. Lotte war vorsichtiger und anspruchsvoller geworden. Wenn überhaupt, so wollte sie einen gleichberechtigten Partner finden und keinen Pascha. Paschas, stellte sie fest, gab es zuhauf, partnerschaftliche Männer weit weniger und wenn, so schien es, waren sie in festen Händen. Da war das Zusammenleben mit der Mutter in der gemütlichen Dachwohnung bei weitem das bessere Los.

Lotte liebte diese Wohnung. Sie hatten jede ihr eigenes Schlafzimmer. In Lottes Raum war ein Sammelsurium aus einem breiten Polsterbett mit Nachtkästchen und Spiegelschrank, einer alten, dunkelbraunen Kommode, einem fast dazu passenden, schmalen Schreibtisch und einem Polstersessel. Das gemeinsame Bad hatte einfache weiße Fliesen und weiße Einbauschränke, war recht schmal, aber sie kamen damit zurecht.

Die Küche bestand nur aus einer Zeile sonnengelber Einbaumöbel unter einer Dachschräge. Es störte sie nicht, denn Kochen war nur ein notwendiges Übel, für das sie beide nicht sonderlich viel übrig hatten.

Der größte Raum der Wohnung war das Wohnzimmer mit der Essecke und einem kleinen Balkon davor. Es ging über die gesamte Breite des Hauses. Unter der einen Dachschräge und vor einem Fenster stand die bäuerliche Eckbank, in der Mitte konnte man durch eine breite Glastüre, die bei schönem Wetter immer offen stand, auf den mit Blumen übersäten Balkon treten. Unter der anderen Dachschräge stand die Polstergruppe aus blau und gelb gemustertem Stoff, an der Rückwand ein heller Schrank mit einigen offenen Böden und ein paar Glastüren.

Alles in allem fühlten sich beide ausgesprochen wohl in ihrer Behausung und miteinander. Wobei sie beide ohne weiteres zugaben, dass ihre unterschiedlichen Arbeitszeiten dem jeweiligen persönlichen Freiraum sehr zugute kamen.

Lotte ging am Morgen aus dem Haus, wenn ihre Mutter noch schlief. Das Zahnlabor, in dem sie angestellt war, konnte sie mit dem Fahrrad in wenig mehr als fünf Minuten erreichen. Sie kam mittags heim, nach einem einfachen gemeinsamen Essen trennten sich ihre Wege wieder: Mutter trat ihren Dienst im Wirtshaus an, von dem sie erst spät in der Nacht zurückkehrte, Lotte musste für vier Stunden zurück ins Zahnlabor. Sie konnte ihre Abende nach Belieben verbringen, außer an Mutters freien Tagen, da unternahm sie oft und gern gemeinsam kleine Ausflüge oder Kinobesuche.

Da die Mutter an Sonn- und Feiertagen in der Regel nicht freihatte, war der heutige Sonntag etwas Besonderes: Tante Fanny feierte 60. Geburtstag. Ihre drei Kinder mit Familien sowie zwei weitere Geschwister mit Anhang waren zu einem großen Fest eingeladen worden, einer Grillparty nach allen Regeln der Kunst.

„Wenn ich nicht die Fanny so gern hätte, ich glaube, ich ginge lieber zur Arbeit“, seufzte Lottes Mutter und schnitt eine Grimasse. Auch Lotte verzog ihr Gesicht, während sie vom Marmeladenbrot abbiss. Sie saßen sich bei einem späten Frühstück gegenüber.

► Fortsetzung folgt

Andrea Sommerer:
Große Liebe
im Gegenwind

© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54274-9



Sagenumwobener Sehnsuchtsort

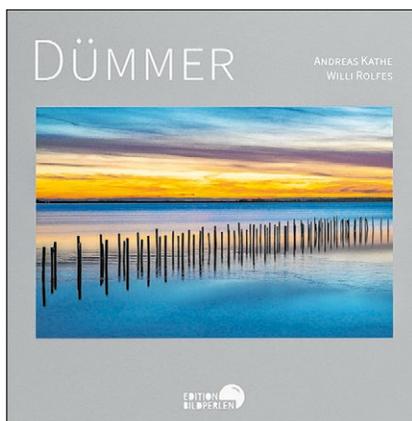
Rund um den Dümmer: Beeindruckende Fotografien zeigen die Schönheit der Natur

War es Karl der Große? Oder war ein Riese an der Entstehung von Niedersachsens zweitgrößtem See beteiligt? Glaubt man alten Sagen und Mythen, dann schuf entweder der Frankenkaiser oder ein Berserker die große Mulde, in der sich heute der Dümmer ausbreitet. Glaubt man der Wissenschaft, dann ist der See ein Relikt der letzten Eiszeit, entstanden vor etwa 12 000 Jahren. Dieser Version folgen der renommierte Naturfotograf Willi Rolfes und der Journalist Andreas Kathe in ihrem neuen Buch „Dümmer“. Fotograf Rolfes erzählt im Interview, was ihn an der Naturfotografie so fasziniert und warum sich ein Ausflug zum See besonders im Winter lohnt.

Herr Rolfes, auf den Fotos in Ihrem Buch zeigen Sie den Dümmer in allen Jahreszeiten. Was würden Sie jemandem antworten, der behauptet, ein Ausflug zum See sei nichts für den Winter?

Die Landschaft am Dümmer ist geprägt von Wolken, Weite und Wind. Der Dümmer kann im Herbst sehr aufbrausend sein und im Winter sehr still. Ich mag es, bis zum Horizont schauen zu können und einen hohen Himmel über mir zu sehen. Das ist hier am See möglich. Gerade in der Winterzeit, wenn es weniger Menschen an den See zieht, finde ich ihn faszinierend. Dann ist er eine Drehscheibe für den Vogelzug. Man kann Schwäne, Gänse und Adler beobachten. Und am Abend gibt es gerade im Winter endlos erscheinende Sonnenuntergänge, die sich auf dem Wasser des Sees spiegeln.

Warum haben Sie gerade den Dümmer für Ihren Bildband ausgewählt?



▲ Der neue Bildband des renommierten Fotografen zeigt den Dümmer zu jeder Jahreszeit.



▲ Ein faszinierendes Schauspiel: auffliegende Gänse am zweitgrößten See Niedersachsens.

Foto: Willi Rolfes

In den vergangenen Jahren habe ich mir zur Aufgabe gemacht, das Naturerbe meiner Heimat zu erkunden, zu verstehen und fotografisch zu porträtieren. Mir ist es ein Anliegen, die Menschen für die Natur und ihren Schutz zu begeistern. Dafür muss man ihren Wert erkennen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass das Staunen über das eigene Naturerbe ein Schlüssel dafür sein kann. Da ich andere Naturräume bereits bearbeitet habe, war jetzt der Dümmer dran. Ein Fotoprojekt vor der eigenen Haustür hat zudem den Vorteil, dass man sich ihm stetig widmen kann. Man sammelt Erfahrungen, und durch die Chance der Wiederholung kommt man zu besseren Bildern.

Was macht für Sie die Faszination der Naturfotografie aus?

Die Naturfotografie hat für mich viele Seiten. Besonders liebe ich es, draußen zu sein und die Natur zu beobachten. Durch die intensive Beobachtung wurden mir unvergessliche Momente geschenkt. Aber sie hat auch eine sehr kreative Seite, denn Fotografie ist die Kunst, mehr zu zeigen als man sieht. Sie kann mehr sein als nur ein Abbild der Wirklichkeit. Wenn es mir gelingt, das eine oder andere Bild mit einer symbolischen Kraft aufzuladen, dann wäre ich sehr dankbar.

Sie haben bereits mehrere Bildbände mit außergewöhnlichen Fo-

tos herausgebracht. Zeichnen Sie damit nicht ein idealisiertes Bild von Natur, die auf vielfältige Weise bedroht ist?

Der kanadische Porträtfotograf Yousuf Karsh hat einmal gesagt: „Fotografieren heißt Bedeutung schenken.“ Die Ausdruckskraft einer gelungenen Naturfotografie kündigt von der Würde, dem Geheimnis und der Hilfsbedürftigkeit der Natur. Auch will sie aufdecken und anklagen, wenn es erforderlich ist.

Die Naturfotografie hat im Prozess der Bewusstseinsbildung eine besondere Bedeutung. Sie dokumentiert, ruft auf, erklärt und fasziniert. Mit Bildern ist es möglich, ohne wortreiche Argumente Brücken ins Bewusstsein der Menschen zu bauen und dieses nachhaltig zu



▲ Willi Rolfes liebt die Natur. Das zeigt sich in seinen Fotografien.

prägen. Bilder sind mächtige Botschaften, da sie schnell aufgenommen werden können und komplexe Sachverhalte in einem Moment verdichten. Verantwortungsvolle Naturfotografie nutzt die Flora und Fauna nicht nur als Objekt. Sie beabsichtigt mehr: Sie möchte im Dienst des Naturschutzes den Betrachter sensibilisieren, auf Probleme aufmerksam machen oder die Schönheit und Verletzlichkeit der Natur vor Augen führen und auf diese Weise zur Bewusstseinsbildung beitragen. Der Schlüssel zu dieser Sensibilisierung liegt meines Erachtens im Staunen und im eigenen Naturerlebnis. Dazu möchte ich mit meinen Bildern einladen.

Meinen Sie, dass sich in Zeiten von Corona der Aufenthalt in der Natur heilsam auf die Seele auswirken kann?

Ich bin davon überzeugt, dass der Aufenthalt in der Natur sich immer auf den Seelenzustand eines Menschen auswirkt. Das Gehen entschleunigt den Alltag. Das Abwarten zeigt mir, dass nicht immer alles sofort verfügbar ist und sein muss. Das Erleben der Naturgewalten lässt mich spüren, dass ich ein kleiner Teil eines größeren Ganzen bin. Und der Kreislauf der Natur verweist auf Veränderung und einen neuen Morgen. Das gibt gerade in dieser Zeit Hoffnung.

Interview: Annette Saal

GESCHICHTE DES IMPFENS

Ein Durchbruch in der Medizin

Impfungen konnten Millionen Leben retten, trotzdem hat die Methode viele Gegner

Pocken, Tuberkulose, Diphtherie, Masern: Bis weit ins 19. Jahrhundert waren Infektionskrankheiten und Wundinfektionen weltweit Todesursache Nummer eins. Erst mit der Entwicklung von Impfstoffen verloren diese „Geißeln der Menschheit“ ihren Schrecken. Impfungen haben seither Millionen Menschen das Leben gerettet. Bis dahin war es aber ein langer Weg.

„Die Pocken waren immer da, füllten die Kirchhöfe mit Leichen, peinigten den Verschonten mit ständiger Angst, hinterließen an dem mit dem Leben Davongekommenen die scheußlichen Spuren ihrer Macht“, so schilderte der englische Geschichtsschreiber Thomas Macaulay (1800 bis 1859) die Auswirkungen der auch als „Blattern“ bezeichneten Krankheit.

Dabei hatten Menschen schon weit vor Christi Geburt beobachtet, wie man der Seuche Herr werden könnte. Aus Indien, China oder Konstantinopel gibt es Berichte, dass Personen, die eine Infektionskrankheit überstanden hatten, vor weiteren Ansteckungen geschützt waren. Der gleiche Effekt trat ein, wenn man Gesunde mit abgeschwächten Formen des Erregers in Kontakt brachte. In China verrieb man bereits 1000 Jahre vor Christus eingetrocknete Pockenkrusten im Mörser und verabreichte den Staub als Schnupfmittel.

Im Zeitalter der Aufklärung lösten solche Berichte in Westeuro-



▲ Der 98-jährige Henry Vokes in Bristol/Großbritannien freut sich, dass er gegen Covid-19 geimpft wird. Viele Menschen stehen einer Impfung skeptisch gegenüber, weil die Entwicklung des Vakzins so schnell erfolgte. Widerstand gegen Impfungen gab es aber auch schon früher. Foto: imago images/i Images

pa eine Forschungswelle aus. Den Durchbruch schaffte 1796 der englische Landarzt Edward Jenner: Er erkannte, dass Landarbeiter, die sich mit harmloseren Kuhpocken infiziert hatten, gegen die „Menschenpocken“ immun waren.

Erklärung für Seuchen

Es dauerte aber noch bis weit ins 20. Jahrhundert, bis Wissenschaft und Medizin die dahinter liegenden Mechanismen verstanden. 1864 präsentierte der französische Chemiker Louis Pasteur mit der Keimtheorie eine Erklärung für die Seuchen. 1876 erbrachte Robert Koch

in Berlin den Nachweis, dass Bakterien Milzbrand auslösten, 1881 folgte der Nachweis für Tuberkulose. 1884 heilte Pasteur zum ersten Mal einen mit Tollwut infizierten Patienten durch eine Impfung. 1890 entdeckte der Mediziner Emil von Behring zusammen mit Kollegen die passive Immunisierung. Zusammen mit Paul Ehrlich entwickelten sie Impfstoffe gegen Diphtherie und Wundstarrkrampf.

Den Viren kam die Wissenschaft erst im 20. Jahrhundert auf die Spur: 1935 entdeckte der US-Amerikaner Wendell M. Stanley unter dem Lichtmikroskop an kranken Tabakpflanzen kleine kristallnadelartige

Gebilde, die er „Virus“ (lateinisch Gift) nannte. Mit dem 1940 entwickelten Elektronenmikroskop ließen sich auch menschliche Viren erforschen und Impfstoffe entwickeln.

Impfpflicht gegen Pocken

Nach und nach begannen die europäischen Staaten mit Impfprogrammen – in Deutschland zuerst 1807 in Hessen. Die Reichsregierung erklärte 1874 die Pockenimpfung zur Pflicht. Doch von Anfang an gab es auch Widerstand: Die Argumente sind bis heute ähnlich: Impfungen seien erstens gesundheitsschädlich oder zweitens nicht wirksam. Erste Impfgegner-Organisationen in Deutschland wurden 1869 in Leipzig und Stuttgart gegründet. In der Weimarer Republik hatte der Reichsverband zur Bekämpfung der Impfung rund 300 000 Mitglieder.

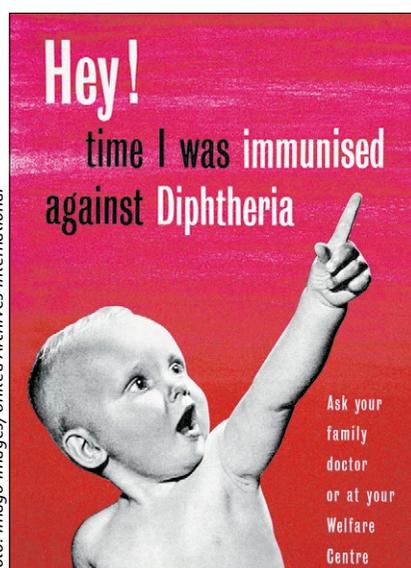
In der Tat wurden immer wieder durch mangelnde Hygiene und Unkenntnis Krankheiten auf die Geimpften übertragen; auch allergische Reaktionen sorgten für Todesfälle. Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts erkannte man auch, dass bisweilen eine Zweitimpfung nötig war, weil der Impfschutz nicht ein ganzes Leben lang hielt.

„Die Vorstellung, dass man sich etwas Krankmachendes einspritzt, um geschützt zu sein, das sorgt erst mal für Skepsis“, sagt der Medizinhistoriker Malte Thießen. Impfungen seien geradezu perfekte Projektionsflächen für Skepsis gegenüber der Moderne oder Verschwörungstheorien.

Während der Nazi-Zeit sieht Thießen eine langsame Abkehr vom Impfwang: Propaganda und Werbung für das Impfen zeigten bessere Ergebnisse. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging man in den beiden deutschen Staaten auch beim Impfen getrennte Wege. In der DDR wurde systematisch gegen Pocken, Diphtherie, Tuberkulose und Co geimpft. Die Bundesrepublik setzte auf Aufklärung – wie der Slogan „Schluckimpfung ist süß, Kinderlähmung ist grausam“ zeigt.

Nach der Wiedervereinigung war der Impfwang passé. Erst seit 2020 gilt eine Masern-Impfpflicht für alle nach 1970 geborenen Bürger, die in einer Gemeinschaftseinrichtung arbeiten oder dort betreut werden.

Judith Bornemann



▲ Mit solchen Plakaten wurde um 1950 für Impfungen gegen Diphtherie geworben.



▲ Die historische Illustration zeigt die Tollwut-Schutzimpfung bei Professor Louis Pasteur in Paris um das Jahr 1886. Foto: imago images/imagebroker

Vögel beobachten ist gesund

Projekt zeigt: Ammer, Fink und Meise verbessern die Lebensqualität von Senioren

Kann das Beobachten von Vögeln das Wohlbefinden von Senioren in Heimen verbessern? Dieser Frage sind Psychologinnen der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt (KU) drei Jahre lang nachgegangen. Elisabeth Kals, Patricia Zieris und Susanne Freund haben dazu die Wirksamkeit von „Alle Vögel sind schon da“ erforscht. So heißt ein 2017 gestartetes bayernweites Projekt des Landesbunds für Vogelschutz (LBV). Dabei haben Pflegeeinrichtungen Futterhäuser aufgestellt, um Spatz und Specht anzulocken und so die Lebensqualität der Bewohner zu steigern. Kals und Zieris berichten im Interview, warum das tatsächlich geklappt hat.

Frau Kals, Frau Zieris, was macht das Vogelbeobachten in Seniorenheimen gesellschaftlich relevant?

Kals: Das Projekt ist bezogen auf seine vielfältige Wirksamkeit großartig gedacht: Dieser Ansatz verbessert wesentlich die Lebensqualität von Menschen, die gerade in vollstationären Pflegeeinrichtungen oft reduziert ist, und wirkt gesundheitspräventiv. Gleichzeitig wird ein Beitrag zum Naturschutz geleistet und soziales Engagement gefördert.

Bevor wir über die Ergebnisse sprechen – wie kam es zur Kooperation zwischen KU und LBV?

Projekt des LBV

Der Landesbund für Vogelschutz hat das Projekt „Alle Vögel sind schon da“ im Herbst 2017 gestartet. Es soll ältere und dabei oft geistig und körperlich eingeschränkte Menschen in Pflegeheimen dazu ermuntern, in ihrem Umfeld Vögel zu beobachten und sich darüber auszutauschen.

Ziel ist ein Zuwachs an psychischer wie physischer Aktivität und damit an Lebensqualität. Auch der Naturschutzaspekt spielt eine Rolle. Der LBV hat dazu bayernweit 76 Heime mit Materialien wie Futterstellen und Bestimmungsbüchern ausgestattet, viele weitere sollen dazu kommen.

2019 wurde „Alle Vögel sind schon da“ als UN-Dekadeprojekt geehrt. Förderer sind Pflegekassen und die Stiftung Bayerisches Naturerbe.



▲ Das Vogelbeobachten wirkt sich positiv auf Gedächtnis, Konzentrationsfähigkeit, Aufmerksamkeit, Mobilität und psychosoziale Gesundheit von älteren Menschen aus. Fotos: KNA (2); Marvin Siefke/pixelio.de

Kals: Durch persönliche Kontakte. Das Projekt passt hervorragend zur KU. Denn unserer Universität ist es im katholischen Sinne ein Anliegen, ganzheitlich wert- und sozialorientiert zu forschen und so in die Gesellschaft hineinzuwirken. Das LBV-Projekt verbindet relevante aktuelle Themen: Älterwerden, Naturschutz, soziales Engagement.

Wie haben Sie geforscht?

Zieris: Unser Anliegen war es, herauszufinden, was es mit Senioren in Pflegeeinrichtungen macht, wenn sie an eigens eingerichteten Futterstellen Vögel beobachten. Dazu haben wir ihnen und den Heimmitarbeiterinnen, zum Teil mehrmals, Fragebögen vorgelegt.

Was ist herausgekommen?

Zieris: Rund ein Viertel der gut 1500 befragten Senioren pflegt die

Vogelbeobachtung fast täglich, nur sieben Prozent nie. Je länger das Projekt lief, desto mehr stieg das Interesse der Bewohner sogar noch. Das zeigt: Das Projekt ist zielgruppengerecht. Wir konnten zudem belegen, dass es sich bei den älteren Menschen stark positiv auf Gedächtnis, Konzentrationsfähigkeit, Aufmerksamkeit, Mobilität und psychosoziale Gesundheit auswirkt.

Wie erklären Sie das?

Zieris: Aufbauend auf der Biophilia-Hypothese, wonach der Mensch genetisch eine Verbundenheit zur Natur hat, geht man davon aus, dass die Nähe zu ihr und der Austausch über sie das Wohlbefinden fördern kann. Das hat sich in diesem Fall bestätigt. Der Fokus auf Vögel ist insofern sehr passend, als man diese stark mit Freiheit verbindet – etwas, was viele Heimbewoh-

nerinnen und -bewohner nicht mehr so erleben können wie in ihrem früheren Leben. An das werden sie nun aber positiv erinnert. Zudem gibt es viele Gedichte und Lieder über Vögel. Auch das weckt Erinnerungen und animiert zum Mitsprechen und -singen – selbst Bewohner mit demenziellen Entwicklungen.

Kals: Darüber hinaus bekommen die Senioren das Gefühl von Verantwortung und Zugehörigkeit, wenn sie sich gemeinsam um das Füttern der Vögel kümmern. Dieser Beitrag zum Artenschutz ist auch sinnstiftend. Überdies haben die Senioren ein Gesprächsthema im Umgang mit ihren Angehörigen – und zwar ein positiv besetztes, bei dem es nicht um die Probleme des Alters geht.

Zieris: Positives berichten auch die von uns befragten Heimmitarbeiterinnen. Sie erleben Schönes gemeinsam mit den Menschen, um die sie sich kümmern, und nehmen die Freude über die gestiegene Lebensqualität der Senioren mit nach Hause. Insofern erstaunt es nicht, dass auch unter dem Personal die Akzeptanz des LBV-Projekts sehr hoch ist und nicht etwa mit großem Mehraufwand verbunden wird.

Wie hat sich die Corona-Krise auf das Projekt ausgewirkt?

Zieris: Sie hat die Teilnahme daran noch einmal angeschoben, wohl auch, weil gleichzeitig viele der anderen Angebote ausgefallen sind. Statt 25 haben 30 Prozent der Befragten fast täglich Vögel beobachtet, statt sieben taten es nur noch vier Prozent nie. Entsprechend haben sich die positiven Wirkungen verstärkt.

Das Vogelbeobachten in den Heimen geht auch nach Abschluss Ihrer Forschung weiter. Sollte dabei künftig etwas geändert werden?

Zieris: Indem man beispielsweise gemeinsam mit Kindergartenkindern Vögel bastelte, könnten die Bewohner über das Projekt stärker mit der Außenwelt verknüpft werden.

Kals: Man könnte das Projekt aufgrund seiner nachgewiesenen Wirksamkeit auch gut über die Grenzen Bayerns hinaus umsetzen. Es bleibt festzuhalten: Naturkontakt tut dem Menschen und damit auch der Gesellschaft gut. Das sollte man gerade in der Stadt bedenken, wenn es etwa um Bildung oder die Gestaltung öffentlicher Räume geht.



▲ Die Psychologinnen Elisabeth Kals (links) und Patricia Zieris.

Interview: Christopher Beschnitt



Königin Elisabeth I. eröffnet am 23. Januar 1571 die Londoner Börse.

Vor 450 Jahren

Spekulation an der Themse

1571 eröffnete Königin Elisabeth I. die Londoner Börse

Der Brexit hat bereits jetzt die Wirtschaft Großbritanniens in schwere Turbulenzen gestürzt. Wird die Finanzmetropole der Londoner City ihren Rang behaupten können – oder wird sie gegenüber Konkurrenten ins Hintertreffen geraten? In diesen Tagen feiert die Londoner Börse ihren 450. Geburtstag.

In diesem Falle hatten sich die Briten ein Vorbild an Kontinentaleuropa genommen: Um 1409 funktionierte in Brügge die Kaufmannsfamilie Van ter Beurze ihr Haus zum Handelsplatz um. Weitere bedeutende Börsenplätze entstanden 1414 in Antwerpen, 1531 in Toulouse sowie 1540 in Augsburg und Nürnberg. 1531 wurde in Antwerpen das erste ausschließlich für den Börsenhandel designierte Gebäude errichtet. Hier wickelte auch Sir Thomas Gresham, Agent der britischen Krone, seine Geschäfte ab.

Den Chef des größten Handelshauses Tudor-Englands störte die Rückständigkeit Londons: 1565 organisierte er im Verein mit der Tuchmachergilde ein trapezförmiges Grundstück zwischen Cornhill und Threadneedle Street, wo 1734 auch die Bank of England errichtet wurde. Auf eigene Kosten ließ Gresham ein palastartiges Gebäude im flämischen und italienischen Renaissancestil errichten, mit großem Innenhof, Säulengängen, Galerien und einem Glockenturm.

Am 23. Januar 1571 eröffnete Königin Elisabeth I. höchstpersönlich jenen Prachtbau als Royal Exchange und erteilte die Lizenz, Alkohol auszuschenken und Luxusgüter zu verkaufen. Die Räumlichkeiten in den oberen Geschossen wurden an (vornehmlich ausländische) Händler vermietet: Es

entstand die erste Shopping Mall. Die erste Kundin beim Stöbern in den rund 100 Boutiquen war die Queen selbst. Nach der Eroberung durch die Spanier 1576 verlor Antwerpen seine Position als Finanzzentrum an die Royal Exchange. Als 1666 eine Brandkatastrophe ein Drittel Londons zerstörte, wurde auch Greshams Palast ein Raub der Flammen. In den Nachfolgebau von 1669 zog auch die Versicherungs-Börse Lloyds ein. 1698 wurden ausgerechnet die Börsenmakler von der Royal Exchange auf die Straße gesetzt – wegen rüpelhaften Benehmens. Bald gründeten die Herren ihren eigenen Wertpapierhandel, Keimzelle für die London Stock Exchange (LSE) ab 1801.

Die Royal Exchange, die weiterhin viele internationale Geschäfte bediente, brannte 1838 abermals nieder. Queen Victoria eröffnete 1844 den klassizistischen Nachfolgebau. Die Westfassade, gestaltet als antiker Tempel, diente auch als Bühne für Ankündigungen des Königshauses. Bei Kriegsbeginn 1939 wurde die alte Royal Exchange geschlossen. Sie hatte gegenüber der LSE längst an Bedeutung verloren. Hier lief der Handel auch im Krieg weiter, obwohl das Börsengebäude 1940 von deutschen Brandbomben und 1945 von einer V-2 getroffen wurde.

Nach mehreren Umzügen residiert die LSE seit 2004 am Paternoster Square nahe der St. Paul's Cathedral. Hinter der Royal Exchange, heute zu einem Luxus-Einkaufszentrum umfunktioniert, findet sich das Denkmal eines Deutschen, der hier 1851 sein Büro eröffnete: Paul Julius Reuter – der Gründer der Nachrichtenagentur Reuters.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

23. Januar

Heinrich Seuse, Hartmut, Eugen Bolz

„Berge sowie Flüsse änderten ihre Lage wie ihren Verlauf und Straßen wurden dabei zerstört. Hütten, öffentliche Gebäude, Tempel und Stadtmauern brachen jäh in sich zusammen.“ So beschrieb eine zeitgenössische Chronik das Erdbeben im chinesischen Shaanxi 1556. Die bislang folgenreichste Katastrophe der Menschheitsgeschichte dieser Art forderte schätzungsweise 830 000 Tote.

24. Januar

Franz von Sales, Vera

Abgründe der Seele, eine zerrissene Wirklichkeit und eine geisterhafte Atmosphäre – E.T.A. Hoffmann gilt als Hauptvertreter der „Schwarzen Romantik“ und Vorreiter der Phantastik. Der deutsche Schriftsteller, der sich vor allem durch die Erzählung „Der Sandmann“ einen Namen machte, erblickte 1776 das Licht der Welt.



25. Januar

Susanna von Babylon, Wolfram

Vor 15 Jahren veröffentlichte Papst Benedikt XVI. seine kurz vorher unterzeichnete erste Enzyklika „Deus caritas est“ (Gott ist die Liebe). Darin setzte sich der Pontifex aus Bayern mit der Liebe in unterschiedlichen Dimensionen auseinander.

26. Januar

Timotheus und Titus

Nach der Eroberung des Kirchenstaats durch Truppen des italienischen Königs Viktor Emanuel II. wurde die Ewige Stadt Rom 1871

zur Hauptstadt des neuen Nationalstaats proklamiert. Papst Pius IX. war vor den Soldaten in den Vatikanpalast geflüchtet und bezeichnete sich als „Gefangenen im Vatikan“.

27. Januar

Angela Merici, Paul Josef Nardini

Nummer 1 der Tennisweltrangliste der Herren wurde Boris Becker vor 30 Jahren durch seinen Sieg über den Tschechoslowaken Ivan Lendl beim Grand-Slam-Turnier Australian Open in Melbourne. Drei Wochen später musste der Tennisstar den Titel an Stefan Edberg abgeben.



28. Januar

Thomas von Aquin, Karl der Große

Seine Laufbahn hatte Francis Drake als Schiffsjunge begonnen. Schnell stieg er zum Matrosen und Steueremann auf. Als Pirat im Englisch-Spanischen Krieg machte er erste Erfahrungen in Seefechten. Drake, der vor allem durch seine Weltumsegelung (Foto unten) – die zweite der Geschichte – berühmt wurde, starb vor 425 Jahren.

29. Januar

Valerius von Trier, Radegund

Auf insgesamt 226 Milliarden Goldmark, zahlbar in 42 Jahresraten, legte die Reparationskonferenz der alliierten Siegermächte in Paris 1921 die deutsche Kriegsschuld fest. Im von Hyperinflation erschütterten Deutschen Reich wurde die Forderung, die maßgeblich zur politischen Instabilität der Weimarer Republik beitrug, als unerfüllbar angesehen.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ Die Karte von Jodocus Hondius zeigt in einem Ausschnitt das Schiff „Golden Hinde“, mit dem Francis Drake (kleines Foto) seine Weltumsegelung machte.

SAMSTAG 23.1.

▼ Fernsehen

📺 **16.30 ARD:** **Weltspiegel-Reportage.** Vom Designer zum Lebensretter – Schlafsäcke für Obdachlose. Dokumentation.

▼ Radio

10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Mit Kindern über Sexualität sprechen.
18.05 DKultur: **Feature.** Einsamkeit: Leben mit einem Stigma. Zwölf Prozent der Deutschen fühlen sich häufig einsam.

SONNTAG 24.1.

▼ Fernsehen

10.15 BR: **Katholischer Gottesdienst** aus der Basilika St. Aposteln in Köln. Zelebrant: Pfarrer Dominik Meiering.
17.30 ARD: **Echtes Leben.** Freiheit, Liebe, Handicap. Wenn behinderte Kinder erwachsen werden.

▼ Radio

7.05 DKultur: **Feiertag.** Adonaj, Kyrie und Hallelujah. Der christlich-jüdische Chor „Schalom“ in Berlin. Von Elena Griepentrog.
8.35 DLF: **Am Sonntagsmorgen.** Nicht nur ein Problem der Anderen. Ein Gespräch über Antisemitismus.
10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche St. Joseph in Hildesheim. Zelebrant: Domkapitular Wolfgang Voges.

MONTAG 25.1.

▼ Fernsehen

19.40 Arte: **Bauernhof statt Seniorenheim.** Ein Lebensabend mit Huhn und Kuh. „Green Care“ verbindet Altenpflege mit Landwirtschaft.
21.50 BibelTV: **Das Gespräch.** Andreas Sauter gründete ein Missionswerk, durch das muslimische Flüchtlinge Jesus kennenlernen.

▼ Radio

6.35 DLF: **Morgenandacht.** Pfarrer Thomas Steiger, Stuttgart (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 30. Januar.
17.25 Horeb: **Live aus Rom.** Vesper mit Papst Franziskus zum Fest „Bekehrung Pauli“ und zum Ende der Gebetswoche für die Einheit der Christen.

DIENSTAG 26.1.

▼ Fernsehen

📺 **22.15 ZDF:** **37 Grad.** Gastarbeiter Gottes. Für ein Halleluja um die halbe Welt. Doku über katholische Priester aus Indien und Afrika.

▼ Radio

19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Dammbbruch in Brasilien. Unser Wohlstand, euer Schlamm.
21.05 DLF: **Jazz Live.** Intimität und Energie. Das Julia Hülsmann Quartett. Am Mikrofon: Odilo Clausnitzer.

MITTWOCH 27.1.

▼ Fernsehen

📺 **19.00 BR:** **Stationen.** Der Rassist in mir – Über die alltägliche Diskriminierung.
20.15 Arte: **Styx.** Eine Ärztin trifft auf hoher See auf Flüchtlinge. Drama.
 ▼ **Radio**
9.05 DLF: **Kalenderblatt.** Vor 500 Jahren: Der Reichstag zu Worms beginnt.
22.03 DKultur: **Hörspiel.** Oslower Straße. Ein Politikexperiment auf einem verwilderten Flurstück in Berlin. Von David Lindemann.

DONNERSTAG 28.1.

▼ Fernsehen

20.15 Sat1: **Mission: Impossible – Rogue Nation.** Actionfilm.
 📺 **22.40 MDR:** **Nah dran.** Wie viel Strafe muss sein? Magazin.

▼ Radio

14.00 Horeb: **Spiritualität.** Hermann Cohen – getroffen von der Liebe Gottes. Mit Pfarrer Klaus Schoenebeck.
19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Das wird man doch wohl noch denken dürfen! Was Vorurteile für Menschen bedeuten.

FREITAG 29.1.

▼ Fernsehen

📺 **12.00 3sat:** **Schritt für Schritt in die Freiheit.** Pilger auf dem Lutherweg.
20.15 BR: **Schwaben weißblau, hurra und helau.** Show mit den Publikumslieblingen der schwäbischen Faschingsszene.

▼ Radio

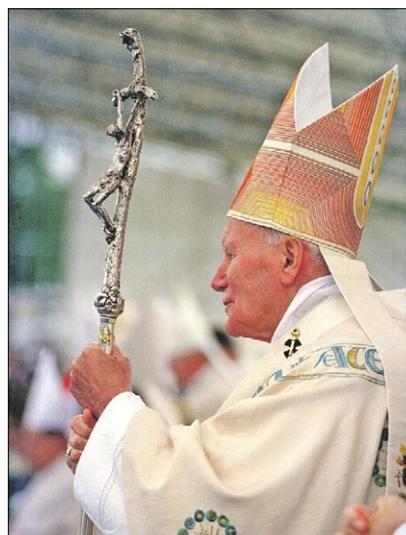
20.30 Horeb: **Credo.** Gebet ist freundschaftliches Zusammensein.
 📺: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Als Lothar doch nicht sterben muss

Lothar Kellermann (Jens Harzer) liebt nur die marokkanischen Fliesen, die er verkauft, und seinen Hund. Mit allen anderen hat er es sich verscherzt. Doch dann wird in der Tragikomödie „Ruhe! Hier stirbt Lothar“ (ARD, 27.1., 20.15 Uhr, mit Untertiteln) bei ihm eine tödliche Krankheit diagnostiziert. Er verkauft sein Haus und seine Firma und schenkt sein Vermögen seinem Hund, den er ins Tierheim bringt. Doch Lothar stirbt nicht: Denn das war eine Fehldiagnose. Und so muss er völlig mittellos ins Leben zurückkehren, das ihn weder will noch braucht. Plötzlich ist er auf andere Menschen angewiesen. Das verändert ihn. *Foto: ARD/WDR/Gordon Timpen, SMPSP*



Jahrhundertpapst, neu gesehen?

Am 16. Oktober 1978 wurde Johannes Paul II. zum Papst gewählt. Ihm ist ein Film aus der Dokumentar-Reihe „Geschehen, neu gesehen“ (Arte, 26.1., 20.15 Uhr) gewidmet. Der Film beleuchtet unter anderem seinen Kampf gegen den kommunistischen Atheismus. Auch die marxistisch inspirierte Befreiungstheologie verurteilte der Papst. Doch während er in Europa die Verteidigung der Menschenrechte propagierte, habe er sich in Lateinamerika auf die Seite antikommunistischer Diktatoren gestellt, kritisiert die Filmemacherin Christiane Ratiney. Eine neue Perspektive auf den polnischen Pontifex? *Foto: KNA*

Wunschbaby aus der Fruchtbarkeitsklinik

Viele kinderlose Paare versuchen mit Hilfe der Reproduktionsmedizin alles, um endlich Eltern zu werden. Die Dokumentation „Geschäft mit dem Babyglück – Leihmütter in der Ukraine“ (Arte, 29.1., 19.40 Uhr) begleitet Denise und Jens in eine Fruchtbarkeitsklinik in dem osteuropäischen Land. Den beiden galt nach vielen erfolglosen Versuchen eine Leihmutter als letzte Chance. Nun möchten sie ihre neugeborene Tochter abholen. Die Klinik in Kiew leitet ein Geschäftsmann, der Hunderte gebärfähige Frauen zwischen 18 und 40 Jahren unter Vertrag hat. Kritiker sagen, diese und ähnliche Kliniken würden nicht kontrolliert.

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv,
 Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Ihr Gewinn



Wasserversorgung für Pflanzen

Das Topfpflanzen-Bewässerungssystem „Hydro Wine“ versorgt Pflanzenwurzeln immer mit der optimal dosierten Menge an Wasser. So haben die Besitzer in kurzer Abwesenheit die Gewissheit, dass es ihren Pflanzen gut geht.

Einfach Gießköpfe auf den Flaschenhals einer mit Wasser befüllten Weinflasche setzen, Tonkegel in die zu bewässernde Erde stecken und zurücklehnen. „Hydro Wine“ kümmert sich um alles weitere. Auch für Balkonkästen und Kübelpflanzen geeignet. Weitere Informationen gibt es unter www.biogreen.world.

Wir verlosen zwei Hydro-Wine Tonkegel. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzwortsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Postfach 11 19 20
86044 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
27. Januar

Über das Buch „Gestern beim Unterwirt“ aus Nr. 1 freuen sich:

Anton Nolte,
37176 Nörten-Hardenberg,
Christa Witting,
61118 Bad Vilbel,
Richard Heinel,
95704 Pullenreuth.

Die Gewinner aus Heft Nr. 2 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Schalentier	sehr gewagt	Schlagader	US-Schauspieler, † (Marlon)	hebräisch: Sohn	▽	Tonintervall	eine westafrik. Sprache	▽	▽	Wortteil: Eisen (lat.)	gleichgültig	Fremdwortteil: nicht
▽	▽	▽	▽	▽		eine Hansestadt	▷				▽	▽
Verrückter	▷			4		Fluss durch Gerona (Span.)	▷			US-Schauspieler (Richard)		
Aus-schneidewerkzeug	▷	2			9	Funktions-träger	▷			▽		
Vorname des Autors Follett	▷			Information Durch einen technischen Fehler wurde in Nr. 2 in einem Teil der Auflage an dieser Stelle eine falsche Seite abgedruckt. Wir bitten unsere Leser vielmals um Entschuldigung.				Schmierstoff	▷			Ruinenstätte in Kambo-dscha
deutsche TV-Anstalt (Abk.)	▷							dt. Journalist, † 2019 (Horst)	Teil des Geschirrs		panischer Ansturm	▽
buddh. Tempel-figuren	▷							6				
▷			Speisen-folgen					glatt, glänzend		US-Amerikaner (Kw.)	5	
Mutter der Nibelungen-könige	unbe-dingt (franz.)	englisch: oder	▽					8				
US-Schrift-steller, † 1849	▷	▽		Edel-knabe	▽	▽	Acker-gerät	fortbe-wegen mit einem Fahrzeug			früherer Name Tokios	
▷	7						Fest	▷				
Hinweis auf Gefahr		Vortrag		Land-wirt-schaft betreff.	▷					kolumbi-anische Währung		lauf-behin-dert
Stiege	▷	▽					griechi-scher Hirten-gott		Erd-achsen-punkt	▷		
▷				Initialen der Nannini			Fremd-wortteil: vor	▷	3		chem. Zeichen für Chlor	
schlimm			Ton, Schall	▷							1	
Reizstoff im Tee	▷				eng-lischer Gasthof	▷				Grotten-molch	▷	

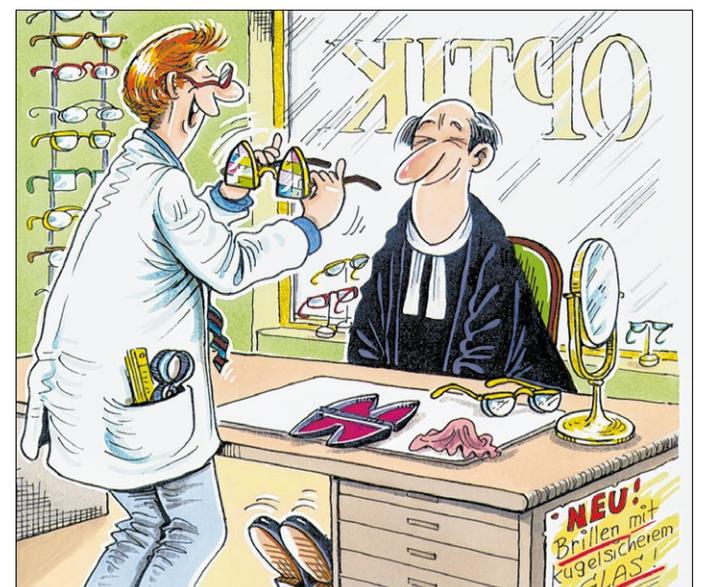
1	2	3	4	5	6	7	8	9
---	---	---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 9:
Soll Stürze verhindern
Auflösung aus Heft 2: **SCHLITTSCHUH**

	G	A	E	O									
U	M	H	E	R	F	R	E	S	S	E	N		
O	U	O	F	I	R	S	T			E			
Z	U	L	A	S	S	E	N		L	A	M	U	
E	C	K	E						I	R	A	N	
H	H								N	A	H	T	
	E	A	R						G	N	E		
	P	E							H	E	G	E	L
K	R	A	N						N	I	N		
E	C	E	C	I					S	A			
K	E	H	R	I	C	H	T		S	E	A	L	
O	D	E	N	A	B	S	O	L	U	T			
E	A	B	E	R	O	P	A	B					
R	A	S	A	N	T	H	A	I					
N	E	H	R	U	E	K	L	I	P	S	E		
I	A	M	E	R	I	K	A	N	E	R			

„Ihre Brille, Herr Pfarrer. Wunschgemäß spätgotisch mit Bleiverglasung.“

Illustration: Jakob



Erzählung

Alles, nur kein Gespenst!

Immer wieder liest man von Gespenstern, und die meisten scheint es in England zu geben. Erst kürzlich hat eines, das in West Norwood ansässig ist, zwei Hausbewohner durch sein ungemütliches Betragen vertrieben.

Gewiss, die Leute sind zu bedauern, aber am bedauernswertesten sind doch die Gespenster selbst. Ein Gespenst möchte ich nicht sein, alles, nur das nicht! Stellen Sie sich vor, Sie gehen um, Nacht für Nacht, womöglich 500 Jahre lang, treppauf, treppab, immer im gleichen Haus, und verüben immer die gleichen blödsinnigen Scherze!

Ein Gespenst hat es mir selbst bestätigt. Ich machte seine Bekanntheit, als ich einmal in einem alten Haus auf dem Lande wohnte. Selbstverständlich schlug die Uhr Mitternacht, als sich das Gespenst durch fortwährendes Knibbeln und Kratzen an der Tapete bemerkbar machte.

Ich wurde nervös, untersuchte die Tapete, fand aber nichts. Kaum saß ich wieder am Schreibtisch, begann das hässliche Geräusch erneut. Langsam wurde mir klar, dass hier ein Gespenst an der Arbeit war, und mich packte die Wut. „Nun hören Sie doch endlich auf mit dem Quatsch!“, rief ich. „Was soll denn die dumme Knibbelelei? Gehen Sie schlafen!“ Ein Ächzen antwortete, und diesem folgte das Gespenst selbst!

„Ist Ihnen schlecht?“, fragte ich, „dass Sie so gräulich ächzen? Setzen Sie sich doch!“ Es setzte sich und sagte: „Ich heiße Mertens. Mir ist keineswegs schlecht. Das Ächzen steht auf meinem Programm. Wie gerne ginge ich schlafen, ich bin ja so müde! Ich bin kein Nachtmensch.“

Herr Mertens wirkte todmüde. „Weshalb gehen Sie denn um?“, fragte ich ihn. „Umgehen nennen Sie das?“, rief Mertens schrill lachend. „Umschluffen sollten Sie sagen. Wir müssen Schluffen tragen laut Kleidervorschrift, damit der Schluff-Effekt im Treppenhaus zustande kommt. Schuhe sind verboten. Schluffen und Nachthemd sind Pflicht!“

Wirklich, Herr Mertens trug ein Nachthemd. Er froh, zitterte und hustete wie ein misshandeltes Getriebe. „Wenn Sie“, sagte ich, „in diesem Hause durchaus umgehen oder meinerwegen umschluffen müssen, dann will ich Sie nicht abhalten. Aber hören Sie bloß mit dem ekelhaften Tapetengekratze auf. Machen Sie doch was anderes! Ich hätte nichts dagegen, wenn Sie in der Küche Kaffee mahlen.“

„Geht nicht“, erklärte Herr Mertens. „Mit Vergnügen würde ich das, aber gemütliche Geräusche passen nicht zu unserem Stil, darin sind wir sehr streng. Wir sind leider sehr konservativ. Meine Aufgabe besteht darin, mit der Kette zu rasseln, Möbel von der Stelle zu rücken, schau-



derhaft zu wimmern und dumpf zu stöhnen. Es muss so dumpf wie möglich klingen und das erfordert Konzentration und Anstrengung.“

Mertens sah ganz abgearbeitet aus. Er fuhr fort: „Auch gehört es zu meinen Pflichten, Bilder von den Wänden fallen zu lassen, irrsinnig zu kichern und – wie vorhin – an der Wand zu kratzen. Meine ganzen Nägel sind schon ab. Ferner habe ich von Zeit zu Zeit sinnlose Laute auszustößen, mit hohler Stimme, wie Sie sich denken können. Das ist nicht

leicht. Ich habe eigens einen Kursus in Grabesstimme mitgemacht.“

Ich schüttelte den Kopf. „Sagen Sie, Herr Mertens“, fragte ich, „ist das eine Beschäftigung für einen erwachsenen Mann?“ „Nicht wahr?“, stimmte er zu. „Sie müssen mich für verrückt halten! Ich bin nämlich ein Mann mit Verstand und Bildung. Können Sie sich ausmalen, wie ich leide? Jede Nacht diese Albernheiten und abgedroschenen Späße. Glauben Sie mir, etwas Langweiligeres, als Gespenst zu sein, gibt es nicht. Ich kann die rostige Kette nicht mehr sehen! Schluffen, kratzen, was sind das für stumpfsinnige Aufträge! Wie ich es satt habe! Schluffen Sie mal durchs dunkle Treppenhaus, von 1431 bis heute!“

„Nein, danke“, sagte ich. „Was versprechen Sie sich überhaupt von all dem?“ „Ich glaube“, erwiderte Herr Mertens, „wir sollen euch bange machen.“ Da musste ich so irrsinnig kichern, dass ein Gespenst bei mir hätte lernen können. „Was?“, rief ich. „Die Arbeit können Sie sich sparen. Dazu braucht es keine Gespenster, das besorgen wir schon selber. Herr Mertens, Sie können gehen!“

Mertens begab sich auf den Boden, und ich lachte immer noch, während er sich an einem alten Schrank zu schaffen machte. Das war das letzte, was ich von ihm hörte. Er ist seitdem nicht mehr wiedergekommen.

Text: Hellmut Holthaus

Sudoku

4	5	6	9	3	8	5
8			4	6	3	9
9	4		3	7	2	
6	7	3	1	8		
3	8	2	9	5	6	
	3	9	6	5	1	
6	1	7	4	2	5	
5	7	3		6	8	

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 2.

7	8	2						1
			4	7				9
6			1		3			8
	5	6			7	2		
	3	8	5			1		
				9	6	4		
5	2	7			1			
			6					1
			7	3	9	2	5	





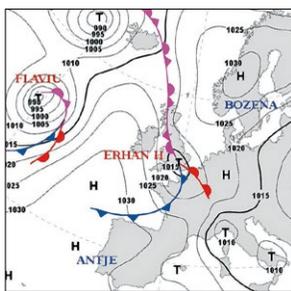
Hingesehen

Die Kathedrale von Jakarta setzt als erste katholische Kirche Indonesiens zur Stromversorgung auf Sonnenenergie. Der asiatische Pressedienst Ucanews zitiert Kardinal Ignatius Suharyo Hardjoatmodjo mit den Worten: „Es geht nicht nur um die Bewahrung der Erde, sondern auch darum, das Gesicht Gottes zu zeigen.“ Der Jesuit Albertus Hartoko sagte im Namen der Kathedralgemeinde, die Installierung der Solarpanele auf dem Dach des Gotteshauses sei eine „Materialisierung“ der Umweltzyklika „Laudato si“ von Papst Franziskus. Christen sind im mehrheitlich islamischen Indonesien eine Minderheit. 2020 musste Papst Franziskus den für September geplanten Indonesien-Besuch coronabedingt absagen. **KNA**

Wirklich wahr

Hoch- und Tiefdruckgebiete werden 2021 häufiger nichtdeutsche Namen tragen. Der Zusammenschluss „Neue deutsche Medienmacher*innen“ hat für dieses Jahr 14 Wetterpatenschaften gekauft und die Hochs und Tiefs mit migrantischen Namen versehen. Ziel der Kampagne „#Wetterberichtigung“ sei es, die Vielfalt in der Bevölkerung sichtbar machen, erklärte die Vorsitzende Ferda Ataman.

Seit 1954 vergibt das Institut für Meteorologie der FU Berlin Namen für Hoch- und Tiefdruckgebiete, die das Wetter in Mitteleuropa beeinflussen. Diese Namen erscheinen auf den Wetterkarten von Zeitungen sowie in Wetterberichten in Radio und Fernsehen. Die Preise für eine Patenschaft liegen bei 240 bis 360 Euro. Dabei sind Hochdruckgebiete etwas teurer, weil langlebiger. **epd**



Zahl der Woche

80

Prozent der 15- bis 29-jährigen Deutschen verlangen von der Politik, für bessere Tierhaltung und klimafreundliche Ernährung einzutreten. Das ist das Ergebnis einer Studie der Heinrich-Böll-Stiftung und des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland (Bund). Sie ist Grundlage des von beiden Organisationen veröffentlichten „Fleischatlas 2021“. Mehr als zwei Drittel der Befragten lehnen laut Studie die aktuellen Produktions- und Arbeitsweisen in der Fleischindustrie ab. Die ablehnende Haltung der jungen Generation sei vor allem als politische Aussage zu verstehen, hieß es. So kritisierten mehr als 70 Prozent sowohl die Arbeitsbedingungen als auch die Form der Tierhaltung. Die überwiegende Mehrheit sei zudem bereit, ihren Fleischkonsum weiter einzuschränken. 13 Prozent der befragten jungen Leute gaben an, bereits ganz auf Fleisch zu verzichten. **KNA**

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 38 vom 1.1.2021.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
IBAN DE51750903000000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice: 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 23,55.
Einzelnummer EUR 1,85.
Bestellungen nimmt der Abonentenservice entgegen. Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.
Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskampf besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Der schwerste Sturm in Mitteleuropa seit 1876 war ...

- A. „Lothar“ (1999)
- B. „Angela“ (2005)
- C. „Kyrill“ (2007)
- D. „Friederike“ (2018)

2. Wie hieß das erste Tiefdruckgebiet 2021?

- A. „Alihan“
- B. „Aladin“
- C. „Abdullah“
- D. „Ahmet“

Lösung: 1 A 2 D

Fotos: imago images/Westend61, Deutscher Wetterdienst

GEBETSWOCHEN FÜR DIE EINHEIT DER CHRISTEN

Lernen, gastfreundlicher zu sein

Papst Franziskus: „Jede Gemeinschaft hat eine Gabe, die sie den anderen schenken kann“

Um das Fest der Bekehrung des heiligen Apostels Paulus am 25. Januar findet alljährlich die Gebetswoche für die Einheit der Christen statt. Vergangenes Jahr predigte Papst Franziskus aus diesem ökumenischen Anlass zum Thema Gastfreundschaft. Für den Heiligen Vater gehört diese zur Tradition der christlichen Gemeinden und Familien:

An Bord des Schiffes, das Paulus als Gefangenen nach Rom bringt, gibt es drei verschiedene Gruppen. Die mächtigste Gruppe besteht aus den Soldaten, die dem Hauptmann unterstehen. Dann gibt es die Matrosen, auf die natürlich alle Mitreisenden während der langen Fahrt angewiesen sind. Und schließlich sind da noch die Schwächsten und Schutzlosesten: die Gefangenen.

Als das Schiff, nachdem es mehrere Tage lang ein Spielball des Sturms gewesen war, in der Nähe der Küste Maltas strandet, wollen die Soldaten die Gefangenen töten, um sicherzustellen, dass niemand flieht, aber sie werden vom Hauptmann aufgehalten, der Paulus retten will. Denn obwohl Paulus zur Gruppe der Schwachen gehörte, hatte er seinen Mitreisenden etwas Wichtiges geschenkt. Während alle im Begriff waren, jede Hoffnung auf ihr Überleben aufzugeben, hatte der Apostel eine unerwartete Botschaft der Hoffnung für sie. Ein Engel hatte ihn mit den Worten beruhigt: „Fürchte dich nicht, Paulus! [...] Gott hat dir alle geschenkt, die mit dir fahren“ (Apg 27,24).

Gottvertrauen half

Das Gottvertrauen des Apostels Paulus erwies sich als begründet, am Ende wurden alle Reisenden gerettet, und als sie in Malta landeten, erlebten sie die Gastfreundschaft der Inselbewohner, ihre Freundlichkeit und Mitmenschlichkeit. Dieses wichtige Detail wurde zum Motto der Gebetswoche, die heute zu Ende geht.

Liebe Brüder und Schwestern, diese Erzählung der Apostelgeschichte sagt uns auch etwas über unseren ökumenischen Weg, der auf jene Einheit ausgerichtet ist, die Gott so sehr wünscht. Zunächst einmal sagt sie uns, dass diejenigen, die schwach und verletzlich sind, die materiell wenig zu bieten haben,



▲ Sinnbild der Gastfreundschaft: Abraham bewirbt die drei Engel. Illumination des sogenannten Jakobsmeisters, um 1515, Getty Center, Los Angeles. Foto: gem

aber ihren wahren Reichtum auf Gott gründen, wertvolle Botschaften vermitteln können, die dem Wohl aller dienen.

Denken wir an die christlichen Gemeinschaften: Selbst die in den Augen der Welt kleinen und wenig relevanten Gemeinschaften haben eine Botschaft für die ganze christliche Familie anzubieten, wenn sie für den Heiligen Geist offen sind, wenn sie in Liebe zu Gott und zum Nächsten leben. Denken wir an marginalisierte und verfolgte christliche Gemeinschaften. Wie in der Geschichte vom Schiffbruch des Paulus sind es oft die Schwächsten, die die wichtigste Botschaft der Erlösung übermitteln. Denn Gott hat es so gewollt: Er wollte uns nicht mit der Kraft der Welt retten, sondern mit der Schwachheit des Kreuzes (vgl. 1 Kor 1,20–25). Als Jünger Jesu müssen wir uns deshalb hüten, uns von weltlicher Logik anziehen zu lassen.

Wir sollten lieber auf die Kleinen und die Armen hören, denn Gott liebt es, seine Botschaften durch sie zu senden, da sie seinem menschengewordenen Sohn am meisten gleichen. Die Erzählung der Apostel-

geschichte erinnert uns an einen zweiten Aspekt: Das Heil aller ist Gottes Priorität. Wie der Engel zu Paulus sagt: „Gott hat dir alle geschenkt, die mit dir fahren.“ Das ist der Punkt, den Paulus unterstreicht. Auch wir haben es nötig, es uns selbst gegenüber zu wiederholen: Es ist unsere Pflicht, diesen tiefsten Wunsch Gottes zu erfüllen, denn „er will, dass alle Menschen gerettet werden“ (1 Tim 2,4), wie Paulus selbst an anderer Stelle schreibt.

Der gemeinsame Hafen

Es ist eine Aufforderung, uns nicht ausschließlich unseren eigenen Gemeinschaften zu widmen, sondern uns dem Wohl aller zu öffnen, dem allumfassenden Blick Gottes, der Mensch geworden ist, um die ganze Menschheit zu umarmen, und der für das Heil aller gestorben und auferstanden ist. Wenn wir uns mit seiner Gnade seine Sichtweise zu eigen machen, können wir unsere Spaltungen überwinden.

Beim Schiffbruch des heiligen Paulus trägt jeder einzelne zur Rettung aller bei: Der Hauptmann trifft wichtige Entscheidungen, die Mat-

rosen setzen ihr Wissen und ihre Fähigkeiten ein, der Apostel ermutigt die Hoffnungslosen. Auch bei den Christen hat jede Gemeinschaft eine Gabe, die sie den anderen schenken kann. Je mehr wir über unsere Eigeninteressen hinausschauen und das Erbe der Vergangenheit überwinden mit dem Wunsch, Fortschritte in Richtung des gemeinsamen Hafens zu machen, desto selbstverständlicher werden wir diese Gaben erkennen, uns darüber freuen und sie teilen.

Am Tisch der Christen

Und wir wollen zu einem dritten Aspekt kommen, der im Mittelpunkt dieser Gebetswoche stand: die Gastfreundschaft. Der heilige Lukas sagt im letzten Kapitel der Apostelgeschichte über die Bewohner Maltas: Sie behandelten uns mit Freundlichkeit oder mit „ungewöhnlicher Menschenfreundlichkeit“ (Vers 2). Das Feuer, das am Ufer angezündet wurde, um die Schiffbrüchigen zu wärmen, ist ein schönes Symbol für die menschliche Wärme, die sie unerwartet umgibt.

Auch der Gouverneur der Insel zeigt sich aufnahmebereit und gastfreundlich gegenüber Paulus, der sich revanchiert, indem er erst den Vater des Gouverneurs und dann noch viele andere Kranke heilt (vgl. V. 7–9). Als der Apostel und seine Begleiter schließlich nach Italien aufbrachen, versorgten die Bewohner von Malta sie großzügig mit Vorräten (V. 10).

Von dieser Gebetswoche möchten wir lernen, gastfreundlicher zu sein, zunächst unter uns Christen, auch unter Brüdern und Schwestern verschiedener Konfessionen. Gastfreundschaft gehört zur Tradition der christlichen Gemeinden und Familien. Unsere Alten haben uns durch ihr Beispiel gelehrt, dass es am Tisch eines christlichen Hauses immer einen Teller Suppe gibt – für einen unerwartet kommenden Freund oder für einen Armen, der bei uns anklopft.

In den Klöstern wird jeder Gast mit großem Respekt behandelt, als wäre er Christus selbst. Achten wir darauf, dass wir diese Bräuche nicht verlieren, sondern erwecken wir sie neu zum Leben. Sie haben den Geschmack des Evangeliums!



Nicht jeder, der von einem Engel erleuchtet wird, erkennt, dass er von einem Engel erleuchtet wird.
Thomas von Aquin

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 24. Januar
Dritter Sonntag im Jahreskreis

Jesus verkündete das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium! (Mk 1,14f)

Es ist höchste Zeit, im andauernden Lockdown umzudenken. So geht es nicht weiter! Welche Rolle geben wir in diesen Tagen dem lebendigen Gott? Die ersten Worte Jesu in der Öffentlichkeit sind: Kehrt um! Denkt um! Tut Buße! Geben wir Gott den Platz, der ihm gebührt!

Montag, 25. Januar
Bekehrung des hl. Apostels Paulus

Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium der ganzen Schöpfung! Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet; wer aber nicht glaubt, wird verurteilt werden. (Mk 16,15)

Der Auftrag Jesu an seine Kirche ist, sein Evangelium von der Liebe Gottes zu verkünden und die Menschen in eine lebendige Beziehung mit dem Vater zu führen. Lebe ich als Christ nach dem Evangelium

Jesu und vertraue seinen Worten? Saulus wurde zum Paulus – und ich?

Dienstag, 26. Januar

Bittet den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden! Geht! Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. (Lk 10,2)

Jesus braucht Menschen, die bereit sind, „unter die Wölfe“ zu gehen, um den Menschen seine rettende Botschaft zu bringen. Unsere Zeit hat sich verändert – der Glaube an Christus prägt nicht mehr unsere Gesellschaft. Und doch suchen Menschen nach Heilung und Erlösung von den aktuellen Bedrängnissen.

Mittwoch, 27. Januar

Der Sämann sät das Wort. Auf den Weg fällt das Wort bei denen, die es zwar hören, aber sofort kommt der Satan und nimmt das Wort weg, das in sie gesät wurde. (Mk 4,14)

Wir erleben Gutes und Böses in unserem Alltag. Es ist ein geistlicher Kampf, in dem wir stehen. Der Satan will uns von Gottes rettendem Wort fernhalten. Wie begleitet mich Gottes Wort während des Tages?

Donnerstag, 28. Januar

Achtet auf das, was ihr hört! Nach dem Maß, mit dem ihr messt und zuteilt, wird euch zuteilt werden, ja, es wird euch noch mehr gegeben. (Mk 4,24)

In den täglichen Nachrichten hören wir vieles, was uns beunruhigt. Bitten wir um den Heiligen Geist zur Unterscheidung der Geister, um die Wirklichkeit im Licht der Wahrheit Gottes zu sehen.

Freitag, 29. Januar

Die Erde bringt von selbst ihre Frucht, zuerst den Halm, dann die Ähre, dann das volle Korn in der Ähre. Sobald aber die Frucht reif ist, legt er die Sichel an; denn die Zeit der Ernte ist da. (Mk 4,28)

Wie sieht aktuell mein Leben aus? Bin ich schon reif

für die Ernte – vor Gottes Angesicht zu treten? Die Bedrohung durch das Coronavirus ist auch eine Chance zur Lebensbilanz. Bin ich bereit, von Gott geerntet zu werden?

Samstag, 30. Januar

Plötzlich erhob sich ein heftiger Wirbelsturm, und die Wellen schlugen in das Boot, so dass es sich mit Wasser zu füllen begann. (Mk 4,37)

Erleben wir unsere Welt und unseren Alltag nicht gerade wie in einem Wirbelsturm, der uns bedroht? Die Jünger im Boot baten Jesus um Hilfe. Wie sieht es bei mir aus – brauche ich die Hilfe Jesu und glaube ich, dass er mir wirklich helfen wird?

Sr. M. Petra Grünert ist Franziskanerin von Maria Stern im Jugendwohnheim St. Hildegard am Dom in Augsburg (www.franziskanerinnen-am-dom.de) und in der Klinikseelsorge tätig.



Unser Angebot für Abonnenten:

Die SonntagsZeitung immer mit dabei!

Für nur 1 Euro mehr im Monat erhalten Sie das ePaper zusätzlich zur gedruckten Zeitung!

So können Sie jederzeit die Katholische SonntagsZeitung lesen, auch wenn Sie nicht zu Hause sind.

Profitieren Sie von den Vorteilen der digitalen Version: schnelles und unkompliziertes Navigieren und eine bessere Lesbarkeit durch Bildschirmbeleuchtung und stufenlose Vergrößerung.

Falls Sie die Katholische SonntagsZeitung nur als ePaper abonnieren möchten, erhalten Sie diese zum günstigen Preis von **EUR 70,80** im Jahr!

Jetzt sofort bestellen:

epaper@suv.de oder Tel. 0821/50242-53



**Für nur
1 Euro
mehr!**